

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

14. Jahrgang

März 1937

Nummer 3

Aus dem Inhalt:

Dr. Grundmann: Schlesien — Burgenland * Hermann Uhtenwoldt: Schlesische Burgen — Schlesi-
sches Schicksal * Joseph Klapper: Sagen um Schle-
siens Burgen * Auszüge aus dem Merkbuch des Hans
von Schweinichen * Theo Dames: Bolkenhainer
Ländchen * Bernhard Schwarz: Der schwarze Tod
* Hans Georg Rehm: Bauernbrauch zur frühlings-
zeit * Gunther Hohenstein: Blick über die Grenze
* Schlesien im februar * Betriebe, die Beispiel waren *
Helmut Wagner: Rundfunk von einst * Filmspiegel

Georg Meichsner: Volk und Buch

Unser Kampf um Kolonien

Schlesien-Burgenland

Von Dr. Grundmann

Nirgends redet die Vergangenheit eine eindringlichere Sprache als in den Trümmern und Ruinen einst stolzer Schlösser und Burgen. Zu allen Zeiten haben die Zeugen verklungener Kulturepochen das Herz des Menschen angerührt; um Mauern und leere Fensterhöhlen rankten Sage und Aberglaube alte Legenden und Spukgeschichten. Die Dichter der Romantik fanden ihre Gedanken der Vergänglichkeit alles Irdischen wiedergespiegelt in den bröckelnden Steinen und morschenden Dächern. Zugleich aber wurden diese Trümmerstätten zu Wahrzeichen des deutschen Rittertums, der deutschen Kraft und Herrlichkeit, wenn in glühenden Versen Hölderlin das Heidelberger Schloß besingt oder die Droste in der Erkerstube des Meersburger Schlosses den deutschen Genius zutiefst aufklingen läßt.

Nichts ist natürlicher, als daß die Burgen des Westens, die Burgen am Rhein, die Burgen Thüringens in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen sind, daß allenfalls noch die Deutschordensburgen, vor allem die Marienburg, als einheitlicher Ausdruck der kolonisatorischen Mission empfunden werden — wer weiß aber etwas davon, daß sich längs der Oder und der Sudeten auch in Schlesien ein Burgengürtel hinzieht, der ebenso reich an Schönheiten wie an geschichtlich bedeutsamer Vergangenheit ist.

So wie in Niederdeutschland und Westfalen besitzt Schlesien in dem großen Niederungsgebiet der Oder und ihrer Nebenflüsse eine stattliche Zahl von Wasserburgen, von denen freilich nur ganz wenige die einstige Gestalt im Wandel der Zeiten bewahrt haben. Das bedeutendste Denkmal mittelalterlich wehrhaften Charakters ist der malerische, im Bobertal gelegene Boberröhrs-dorfer Wohnturm. Zum Teil noch vom nassen Graben umgeben, beherrschte er einst das vielfach gewundene, tief eingeschnittene Flußtal, das heute durch die drei Talsperrenanlagen von Boberröhrsdorf, Boberullersdorf und Mauer stark verändert, aber dadurch um so mehr ein Wander- und Reiseziel geworden ist. Der Turm mit seinen ungeheuren Wänden, mit der wuchtigen Masse seines abgewalmten Schindeldaches, wirkt wie ein einsamer Wächter im Tale, der seit dem 14. Jahrhundert in Wind und Wetter steht und der doch in seinem Hauptgeschloß aus den bedeutsamen Freskenresten auf einstige Wohnkultur und ritterliche Sitte schließen läßt.

Von den Wasserburgen der schlesischen Ebene ist das 1530 von Nikolaus Schebitz erbaute Wohnwitz bei Breslau eine der ältesten Anlagen, deren feinere Gliederungen und malerische Auflösung der Baumassen noch stark mittelalterlich bedingt anmuten. Auch seiner landschaftlichen Lage wegen ist es immer noch bekannter als die abgelegene Wasserburg von Schönjohnsdorf mit ihrer überaus malerischen Brücke oder der wuchtige Blockbau von Peterwitz mit den vier runden Ecktürmen, eine Anlage, die bei der Schlichtheit und

Regelmäßigkeit der Architektur ihre Wirkungssteigerung durch die Wasserfläche des Grabens inmitten der Ebenenlandschaft erfährt.

Aber lockender als Zielpunkt für die Reisenden, den Kraftfahrer und Wanderer ist die andere Gruppe der schlesischen Burgen, die als Höhenburgen zu bezeichnen sind, weil sie auf steilen Bergkuppen landschaftsbeherrschend angelegt sind.

Es gibt wohl wenige Punkte in dem gesegneten Land, die so einprägsam durch zwei einander gegenüberliegende Burgen gekennzeichnet werden, wie das Bolkenhainer Stadtbild mit der Bolko- und Schweinhausburg. Hier die trutzige, über dem Vielerlei der Dächer aufsteigende, schon im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnte Bolkoburg, gekennzeichnet durch die Schwalbenschwanzzinnen und den mächtigen runden Bergfried, den sogenannten Hungerturm, eine klare Verteidigungsanlage mit Nieder- und Hochburg, Turnierplatz und Zwinger, bereichert durch die unauffällig eingebaute Jugendherberge und das Heimatmuseum, dort die Schweinhausburg, im Volksmunde das „alte Säuhäusel“, benannt. Der Name verbindet sie mit den fröhlichen Kneipfahrten des Junkers Hans von Schweinichen. Die Anlage ist in der Renaissance zu einem mehr schloßartigen Prunkbau ausgebaut worden. Man wird an jene großartigen Bauten der schlesischen Pfasten in Liegnitz und Brieg oder an die Schlösser von Carolath und Oels erinnert, durchschreitet man den von runden Ecktürmen flankierten Torbau und betritt man den mehrstöckigen Pallas mit den Resten seiner Sandsteinarbeiten und Stuckaturen.

So wie hier in den Vorbergen der Sudeten inmitten grünender Wiesen und wogender Getreidefelder zwei Burgen eine Art von beherrschender Vorpostenstellung einnehmen, ist in Oberschlesien Burg Tost ein weit nach Osten vorgeschobener Posten, schon 1245 erwähnt und nach dem großen Kriege durch den Grafen Caspar Colonna ausgebaut. Heute freilich Ruine, ist sie ein Wahrzeichen Oberschlesiens.

Häufig sind auch vereinzelt aufragende mächtige Basaltkegel von Burgen gekrönt worden. Unter ihnen ist Greiffenstein bei dem Städtchen Greiffenberg eine weit ausgedehnte Ruine, deren Silhouette von zwei charakteristischen Giebeln bestimmt wird, während ein überragender Turm fehlt. Schon im 14. Jahrhundert erwähnt, ist sie seit Jahrhunderten im Besitz der Grafen Schaffgotsch. Ihre Zerstörung erfolgte erst 1798 aus Nützlichkeitsgründen! Viel bedeutender als ursprüngliche Anlage aber ist die größte Burg Schlesiens, die Gröditzburg. Diese Ruine blickt auf eine glanzvolle Geschichte zurück, die auf unsere Zeit gekommene Anlage ist die Schöpfung der Herzöge Friedrich I. und II. von Liegnitz aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts eng verbunden mit Liegnitzer und Görlitzer Meistern der Gotik und der beginnenden Renaissance. Auch hier ist die gewaltige Wehranlage dem Bergkegel hervorragend angepaßt, die eigentliche Hochburg mit den imponierenden Resten des nach dem Vorbild des „keulichten“ Turmes auf dem Liegnitzer Pfastenschloß erbauten Bergfriedes schützt eine auffallend große Niederburg. Was hier heute Bedeutung gibt, ist die Wiederherstellung großer Teile der Hochburg durch Bodo Ebhardt, die dem Besucher eine sehr anschauliche Vorstellung der Gesamtanlage und überaus malerische Blicke in die Wehr-

gänge und Burggebäude ermöglicht, wobei zugleich das Auge über das tief unten ausgebreitete fruchtbare Land bis zum Wall der Sudeten schweift.

Wo auch immer man sich diesem Wall nähert, um durch die Täler der Flüsse die Höhen zu erklimmen, grüßen von den Hängen und vorspringenden Berg- rücken Schlesiens Burgen. Da liegt im alten Lausitzischen Gebiete oberhalb der Talsperren des Queis bei Goldentraum die Neidburg, deren Reste als Jugend- herberge ausgebaut sind, da liegt Schwerta als vollkommene Ruine. Beherrschend und in seltener Schönheit, ebenfalls durch Bodo Ebhardts Künstlerhand wieder hergestellt, thront über der Markkissaer Talsperre Burg Tschopcha, eine alte Grenzfestung, die von der Moltke in der Renaissance aus- gebaut wurde, 1793 ausbrannte und seit 1910 mit ihren hohen Giebeln, dem Bergfried, den Bastionen und Wehrgängen neu im alten Sinne wieder- erstand. Die Ruinen der Burg Lehnhaus, die mit dem Namen der schlesischen Schutzpatronin, der hl. Hedwig, zur Zeit des Mongolensturmes verbunden ist, und weiter höheraufwärts die des Bolzenschlosses bei Jannowitz im Riesen- gebirge oder der Zeisburg, des Neuhauses oder Hornschlosses im Waldenburger Bergland sind ebenfalls alte Hüter der Täler; am stolzesten jedoch ragt der Fürstenstein über den Waldhängen des Hellebaches bei Freiburg auf. Viele Zeiten bis in die Gegenwart hinein haben an ihm gebaut, so daß eine der glanzvollsten Schloß- und Burganlagen des ganzen deutschen Ostens ent- standen ist; an trutzige Giebel der Renaissance schließt sich der herrliche Barockbau Hammerschmidts an mit seiner fürstlichen Zufahrt und der flucht kostbar ausgestatteten Räume, vom Glanz des Hauses Hochberg und der Fürsten von Pleß kündend. Schließlich gehört zu diesem Burgtypus die Kyns- burg, deren Mauern über dem herrlichen Schlesiertal und die Weistritztalsperre aufsteigen, eine Gründung Herzog Bolkos I. von Schweidnitz, später im Besitz des Geschlechtes der Logau, jetzt von Baron von Jedlitz zu einem kleinen Burgmuseum ausgebaut, und die Burg von Ottmachau mit dem unvergleich- lichen Blick über das Ottmachauer Staubecken, auch sie schon im 13. Jahr- hundert erwähnt, gekennzeichnet durch den gewaltigen viereckigen Bergfried und mit dem berühmten Namen der Familie von Humboldt verbunden.

Aber alle diese Burgen übertrifft, zwar nicht an künstlerischer Bedeutung und Größe, wohl aber um der einzigartigen Lage willen, der Kynast, das Wahr- zeichen des Riesengebirges. Einem Adlerhorst vergleichbar wachsen aus dem grauen Granit des jähren Felsabsturzes über dem Höllengrund die Mauern zu phantastischer Höhe empor. Auch diese Burg ist eine Gründung der Bolkonen, bekannt jedoch als einstiger Wohnsitz der Reichsgrafen Schaffgotsch. So urgewaltig die Steinmassen sich über den Wäldern auftürmen, sind sie ein Abbild des schlesischen Gebirgswalles selbst, aus ihnen spricht Kraft und Stärke, große Vergangenheit und herbe Gegenwart.

Schlesiens Burgen, Zeugen eines deutschen Wehrwillens, Beschützer jenes großen kolonialisatorischen Werkes, das aus dem Ostlande ein deutsches Kultur- gebiet geschaffen hat, Mahnmale der Vergangenheit, die der Zukunft Tore öffnen, so sehen wir sie heut und wollen sie kennenlernen aus der Liebe zum deutschen Vaterland heraus.

Schlesische Burgen - Schlesisches Schicksal

Von Hermann Uhtenwoldt

Wenn wir uns über die Burgruinen der schlesischen Berge freuen, vergessen wir leicht, daß Schlesien nicht nur im deutschen Mittelalter, sondern auch in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ein ausgedehntes Burgenwesen hatte. Unsere Heimat hat hunderte von „Schwedenschanzen“, „Burgbergen“, „Tatarenschanzen“, „Alten Schlössern“, Stätten, die im Walde oder in Sumpfniederungen, in den Parks von Schlössern und der Nachbarschaft von Schulzengütern oder auch auf steilen Bergnasen liegen, Anlagen, von denen der Volksmund erzählt, daß hier einmal ein versunkenes Schloß oder ein untergegangenes Kloster gestanden hat, daß hier Tataren, Hussiten, Schweden oder Panduren ein befestigtes Lager hatten oder daß hier ein Raubritter saß, der die Bauern geschunden hat und den Kaufleuten auflauerte, bis seine Burg zerstört wurde und der Schloßherr den Tod am Galgen fand. Viele Heimatforscher sehen dagegen in diesen alten „Burgbergen“ und „Schwedenschanzen“ fliehburgen der Slawen, und die Slawische Altertumswissenschaft hat wiederholt aus der Zahl dieser Wehranlagen — in Schlesien sind es fast 400 — auf die Besiedlungsstärke Ostdeutschlands in vordeutscher Zeit geschlossen. Diese Forscher werden freilich den vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen viel weniger gerecht als der Volksmund mit seinen Sagen von zerstörten und untergegangenen Schlössern; denn die meisten Wallburgen waren nicht in erster Linie Zufluchtsstätten, sondern Wohn- und Wehrbauten, also Burgen, die sich von den mittelalterlichen Ruinen nur durch den Baustoff unterscheiden. Ihre Holzbauten sind verbrannt oder vergangen, ihre Wälle sind der Schutt von Lehmmauern mit Holzverschalung oder von Steinmauern, die — ohne Mörtel aufgeführt — durch Holzpfähle gestützt wurden; wenn das Holz verbrannte oder verfaulte, stürzten Stein- und Lehmmauern zusammen und bildeten die „Wälle“, die zu Unrecht als die übliche Befestigungsart der Vorzeit angesehen werden.

Es ist auch nicht richtig, daß diese Wehranlagen durchweg slawisch wären. Die Spatenforschung hat längst erwiesen, daß die mächtigsten Wehranlagen Ostdeutschlands mehr als eineinhalb Jahrtausende vor der slawischen Episode unserer Heimatgeschichte entstanden sind. Sie sind also noch älter als die zahlreichen Zeugnisse germanischer Kultur, die der schlesische Boden uns erhalten hat. Ehe germanische Stämme Schlesien eroberten, saßen hier und im größten Teil Ostdeutschlands Illyrier — ihr Burgenwesen ist erwachsen aus den Kämpfen des germanisch-illyrischen Zusammenpralls des ausgehenden zweiten und der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Die

Germanen dringen mit der Kraft eines jungen raumhungrigen Volkes von ihrer Heimat um das westliche Ostseebecken nach Südwesten und Südosten vor; so beginnen im Westen die germanisch-keltischen, im Osten die germanisch-illyrischen Kämpfe. Geschlagene Nordillyrier werden auf das Kernland ihres Volksbodens zurückgeworfen: aber auch dort ist der Raum durch eine starke Bevölkerungsvermehrung eng geworden; wenn die ersten Zuwanderer noch friedlich aufgenommen werden, kommt es mit den folgenden Einwanderergruppen bald zu erbitterten Kämpfen. So entstehen die ersten illyrischen Burgen Schlesiens als Ausdruck innerillyrischer Auseinandersetzungen, die wieder eine Folge der germanischen Südostausbreitung sind. Damals wird die Oderlinie durch Burgen geschützt, deren Kernwerk anscheinend die „Schwedenschanze“ und die Burg auf dem Kapellenberg von Breslau-Oswitz sind; gleichzeitig wird im Sudetenvorland eine Auffangstellung geschaffen, welche die Reste des Volkes aufnehmen soll, wenn die Oderlinie nicht mehr zu halten ist.

Und tatsächlich bricht diese zusammen. Germanische Stämme stehen seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert auf schlesischem Boden; der Brandschutt der Oswitzer Burgen gehört zu den Zeugnissen dafür, daß die „frühgermanen“ die Oderlinie überrannt haben; wenn sie den Illyriern dennoch den größten Teil der schlesischen Ackerbauebene lassen, dann deshalb, weil die Volkszahl dieser ersten nach Schlesien vorstoßenden Germanen noch nicht dazu ausreicht, das ganze Land zu besiedeln. Die Burgenreihe des Vorgebirgslandes wird vielmehr von einem Feind aufgerollt, gegen den sie am wenigsten gerichtet ist: das indogermanische Reitervolk der Skythien bricht im 5. vorchristlichen Jahrhundert aus Südrußland in Schlesien ein; die Burgen auf dem Siling, dem Breiten Berg bei Striegau und wahrscheinlich auch der Landeskrone bei Görlitz gehen in Flammen auf, ehe der Vorstoß in der Niederlausitz zum Stehen kommt. Nun ist Schlesien sturmreif für die Kelten, die von Böhmen und Mähren her die letzten Illyrier unterwerfen und die guten Böden südlich von Breslau und Kosel besetzen, bis sie in den germanischen Wandale n ihre Meister finden, die nun für ein halbes Jahrtausend Schlesien und seine östlichen Nachbargebiete besiedeln.

Erst als der größte Teil der Wandalen aus Ostdeutschland, Polen und Ungarn abwandert, um in Spanien und Nordafrika seinen Untergang zu finden, erbauen sich die letzten Germanen in Nimptsch auf dem Wallschutt einer seit 1000 Jahren zerstörten illyrischen Wehranlage eine Burg, die nun für Jahrhunderte der politische Mittelpunkt des Gebiets im Herzen Schlesiens wird.

Inzwischen sind von Osten die Slawen in Ostdeutschland eingezogen; die slawische Episode ist das zweite Burgenzeitalter unserer Heimatgeschichte. Damit ist noch nichts über die Träger dieses Burgenwesens ausgesagt; es gibt durchaus Anhaltspunkte dafür, daß die Führungsschicht dieser Westwanderer germanisch oder wenigstens germanisch durchsetzt war und daß außerdem die letzten wandalischen Großbauern im „slawischen“ Adel aufgegangen sind. Die frühgeschichtlichen — „slawischen“ — Burgwälle sind nur teilweise als fliehburgen zu erklären; soweit man in ihnen gegraben hat, haben sie sich durch-

weg als befestigte Wohnplätze erwiesen, und es liegt nahe, in ihnen Herrensitze zu sehen. Das Burgenwesen der Zeit findet seinen Mittelpunkt in den Hauptburgen der sechs slawischen Stämme, die sich in Schlesien niedergelassen haben: Bunzlau im Gau der „Boborane“, im Boberggau, Liegnitz im Kätzbachgau, Glogau in Nordschlesien, Oppeln bei den Opolinen und Grätz (bei Troppau) bei den Golenitzen, schließlich Nimptsch bei den Schlenanen in Mittelschlesien, in deren Stammesname die wandalischen Silingen fortleben, ebenso wie in dem Flußnamen GlENZA, der heutigen Lohe, und im Berge GlENZ, der nichts anderes als der heilige Berg der Wandalen, der Silingenberg, ist; erst im Mittelalter hat man den Namen J o b t e n, der ursprünglich Sabbatmarkt bedeutet, auf den Berg übertragen; hoffen wir, daß der alte wandalische Götterberg an Stelle dieses sinnlosen volksfremden Namens bald — wie bereits in Heimatkunde und Schulungsarbeit — auch amtlich den germanischen Namen Siling zurückerhält!

Nimptsch ist der politische, der Siling der religiöse Mittelpunkt, ehe Breslau zum Landesmittelpunkt und zugleich zum Bistumsitz des geeinten und christianisierten Schlesiens wird. Dieser Wandel des politischen und religiösen Schwergewichts ist kennzeichnend dafür, daß für Schlesien am Ende des 10. Jahrhunderts n. Chr. eine neue Zeit beginnt. Nordgermanische Eroberer, Wikinger sind es, welche die Stämme der Polanen zu einem Staatsverband zusammenzwingen und daran gehen, die Nachbarstämme, darunter auch die schlesischen, zu unterwerfen. Auch Schlesien erhält jetzt eine n o r d - g e r m a n i s c h e f ü h r u n g.

In staatlicher Zeit löst nun die K a s t e l l a n e i n v e r f a s s u n g die Gauburgen ab. Ganz Schlesien wird in Burgbezirke geteilt, an deren Spitze ein Kastellan, d. h. Burggraf, als oberster Befehlshaber, Richter und Verwaltungsbeamter steht. Der Kastellan sitzt auf der Bezirksburg zusammen mit einer Schar von Berufskriegern, die hier mit ihren Familien in planmäßig aufgereihten Hütten hausen, wie sie bei den Ausgrabungen auf der Schloßinsel in Oppeln zutage gekommen sind. Auf diesen B u r g l a g e r n, auf dichten B a n n w a l d - z o n e n in den Grenzgebieten und auf G r e n z b u r g e n, welche die Wege durch die Wälder sperren, beruht die Wehrverfassung der Zeit.

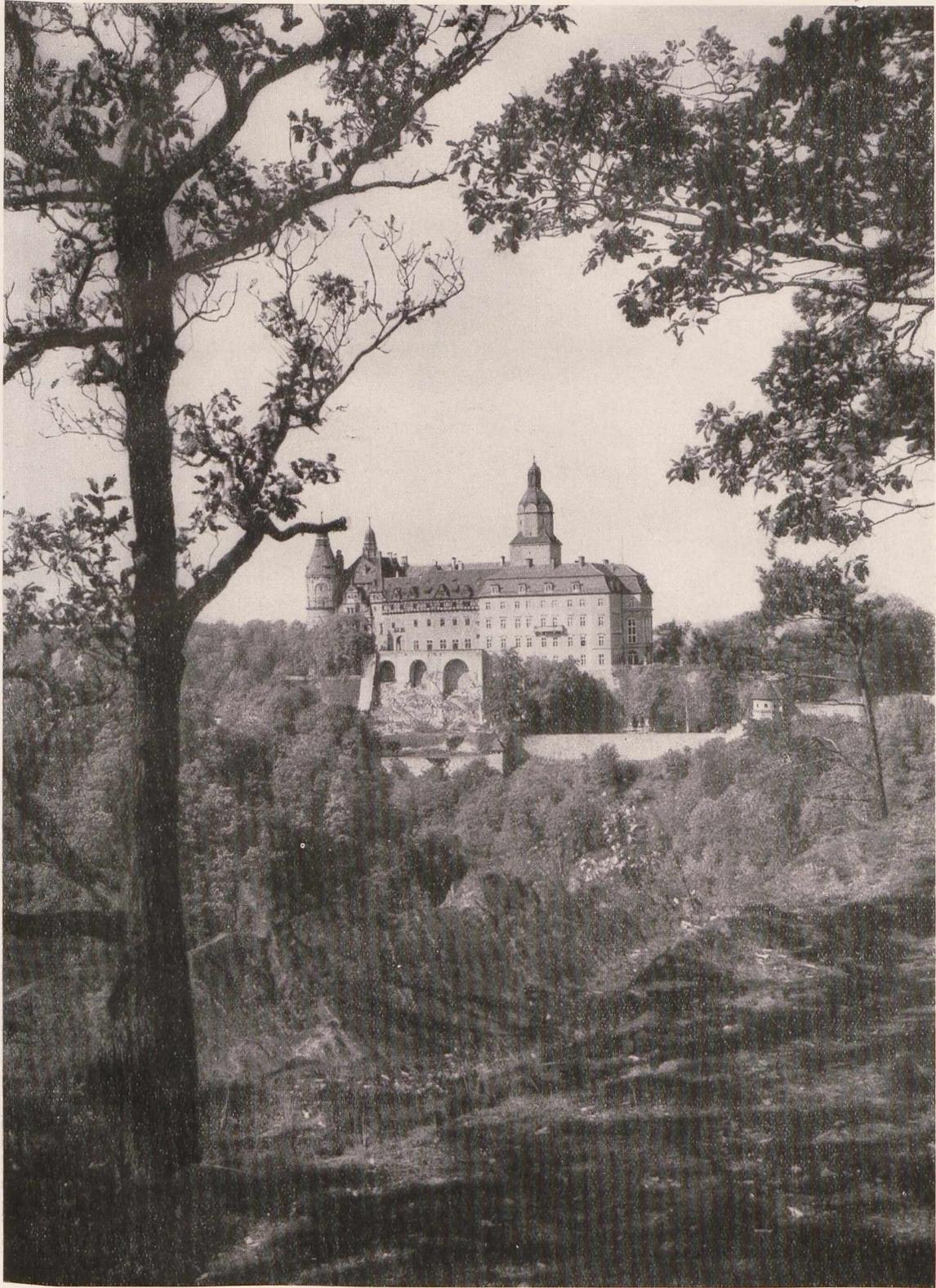
Da bringt die W i e d e r e i n d e u t s c h u n g Schlesiens und des Ostens einen völligen Wandel von Landesordnung und Wehrverfassung. Die deutschen Siedler bringen die im Westen ausgebildete S t a d t mit, die den Ostvölkern bisher völlig fremd ist. Nicht mehr die Burg, sondern die Stadt ist nach deutschem Kolonistenrecht Mittelpunkt von Rechtsprechung und Verwaltung. Auch die Wehrverfassung wandelt sich. Die Grenzwälder fallen unter der Axt deutscher Bauern, die sich in harter Arbeit eine neue Heimat schaffen. Nicht mehr der Urwald schützt das Land, sondern das Aufgebot der „rosdienpflichtigen“ deutschen Ritter, Stadtvögte und Dorfschulzen, die zu Pferde dem Herzog Heerfolge leisten, während die Bürger und Bauern zur „Landwehr“, d. h. zur Verteidigung ihrer neuen Heimat gegen eindringende Feinde ver-

pflichtet sind. Auch als Wehranlagen stellen die Städte die alten Landesburgen in den Schatten; die Bürgersiedlungen werden von Anfang an mit Planken und Graben, bald auch mit Steinmauern befestigt; da die Städte im Zuge der Handelsstraßen entstehen, sind sie im Kriegsfall Straßensperren erster Ordnung.

Trotz dieses Vorrangs der Stadt im deutschmittelalterlichen Leben stellt das Burgenwesen dieser Zeit rein zahlenmäßig nicht nur das illyrische, sondern auch das „slawische“ in den Schatten. Aus dem deutschen Mittelalter stammen die Burgruinen unserer Heimatberge; denn erst die Deutschen bringen den Steinbau mit Mörtel ins Land. Dabei sind diese Höhenburgen nur der eine der drei Typen, welche das deutsche Mittelalter im schlesischen Burgenwesen ausgebildet hat. Gewiß gibt es nach wie vor, besonders in den Grenzgebieten, wehrhafte „Bergschlößer“, — hierzu gehören vor allem die Burgen der Bolkonen, der Herzöge von Schweidnitz-Jauer, die sie in ihrem Widerstand gegen Böhmen erbaut oder in ihre Hand gebracht haben: die Kynsburg, das Hornschloß, die Burg Neuhaus („Waldenberg“), gewiß auch die Zeisburg und der Kynast, an der Spitze aber der Fürstenstein, nach dem sie sich „Herren von Fürstenberg“ genannt haben. Als sie sich 1353 Böhmen beugen müssen und als das Vorgebirgsland 40 Jahre später ganz an die Krone Böhmen fällt, verliert die Burgenreihe in den Bergen ihre strategische Bedeutung; die Herzogsburgen werden auch hier — wie im größten Teil Schlesiens — an die Ritterschaft verpfändet und damit zu Adelssitzen.

Weit zahlreicher sind die Herzogsburgen in den Städten. Überall am Rande der Stadt wird bei ihrer Anlage ein Platz für das „Haus“ ausgespart, in dem der Fürst bei seinen Reisen durch das Land absteigt. Hier hat der Landvogt, der Oberrichter und militärischer Befehlshaber des Dörferkreises um die Stadt, des „Weichbildes“, ist, seinen Sitz. Manche dieser Stadtburgen liegen oberhalb der Bürgersiedlung in wehrhafter Lage, so in Bolkenhain die Bolkoburg, so die Burg Lehnhaus und die Burg Tost. Aber während die Löhner und Toster Burg Kastellaneien waren, die jetzt Herzogsburgen und Weichbildsmittelpunkte geworden sind, entsteht ein andermal die deutsche Burg im Wettstreit mit der alten; während die alte Kastellaneiburg Schweinhaus zur Bedeutungslosigkeit eines Adelsitzes herabsinkt, wird die Bolkoburg, die Stadtburg von Bolkenhain, eine der Hofburgen der Bolkonen und der wehrhafte Platz, wo der große Bolko I. seinen Kriegs- und Staatschatz verwahrt hält.

Am zahlreichsten aber sind die befestigten Rittersitze auf den Dörfern. Ihre Trümmer, die sogenannten „Turmhügel“ oder „Burghügel“, machen in Wahrheit mehr als die Hälfte aller Burgwälle und Schanzen — der sogenannten „slawischen fliehburgen“ — aus! Die Ritterschaft hat zunächst nicht das Recht, stolze Wehranlagen auf den Höhen anzulegen; solange die Herzogsgewalt sich durchsetzen kann, wacht sie sorgfältig über ihr Befestigungsregal. Aber das Errichten von „Turmhügeln“ ist der Ritterschaft gestattet. So entstehen — wohl stets am Rande des Herrenhofes — von einem nassen Graben umgebene, künstlich aufgeschüttete Hügel, auf denen ein Wohn-



Schloß Fürstenstein

Aufn.: A. u. E. Frankl, Berlin-Schöneberg



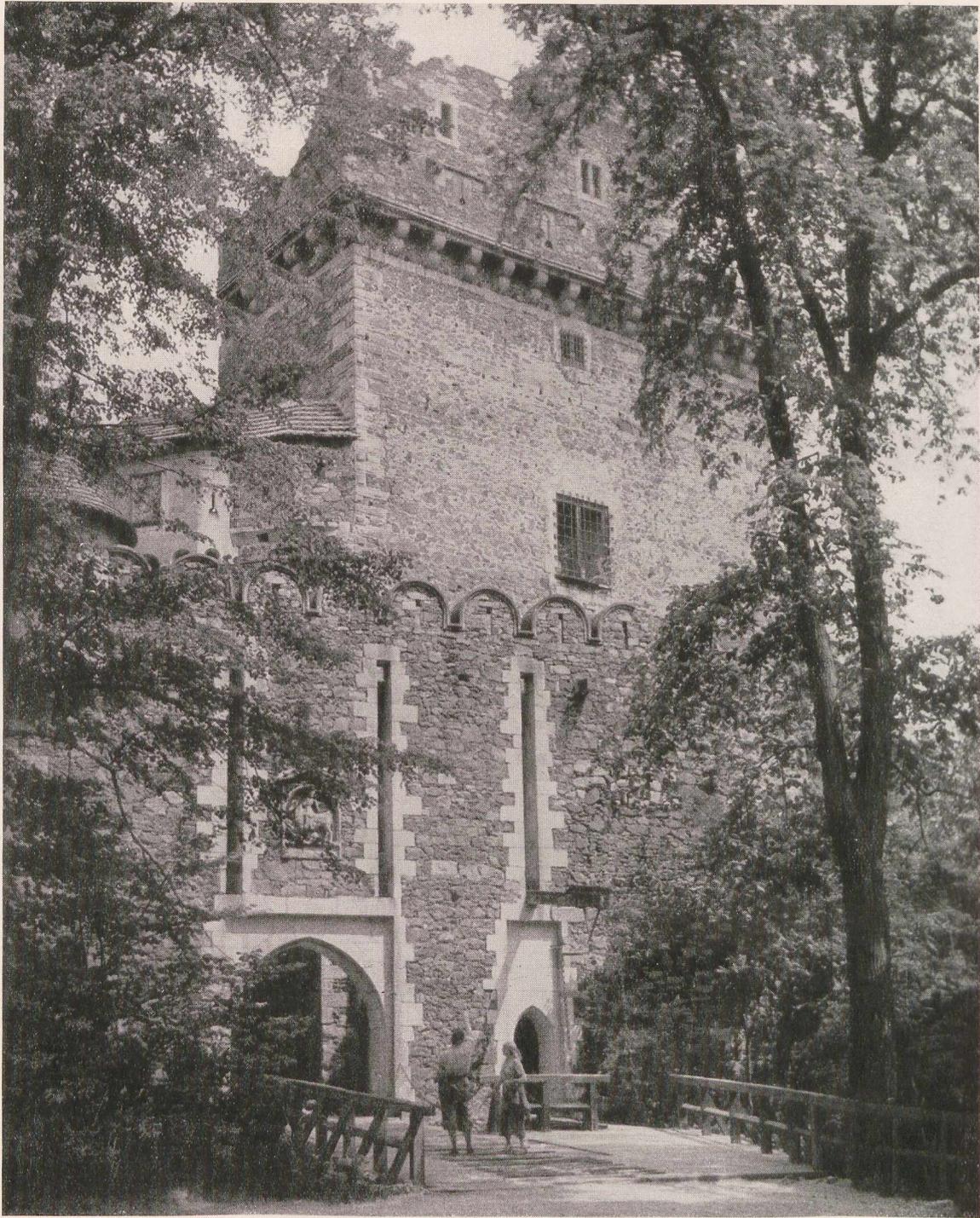
Burg Tschocha bei Marklissa

Aufn.: Karl Franz Klose, Breslau



Wasserschloß Peterwitz

Aufn.: Karl Franz Klose, Breslau



Zugbrücke und Bergfried der Gröditzburg

Aufn.: Karl Franz Klose, Breslau

turm oder Zufluchtsturm entsteht, erst aus Holz oder Fachwerk, bald aber auch aus Stein. Von den Wohntürmen der schlesischen Ritterschaft ist der von Boberröhersdorf, Kreis Hirschberg, mit seinen gotischen Wandmalereien mit Recht der bekannteste. Aus diesen Wohntürmen haben sich die Wasserburgen und Renaissancechlösser unserer Dörfer entwickelt, und wo nicht in der Nachbarschaft des Schlosses der alte Wohnturm nachzuweisen ist — wie in Trachenberg —, da stehen oft Teile des Schlosses auf dem alten Burghügel, wie das z. B. in Parchwitz der Fall ist. Damit wird aber deutlich, daß wir mit den noch erkennbaren Turmhügeln nur einen Teil der ritterlichen Wohnburgen dieser Zeit erfaßt haben: ziemlich jedes Dorf hat früher eine solche Wehranlage gehabt; in Groß Radwitz, Kreis Löwenberg, sind heute noch zwei erhalten, die zu den beiden Lehngütern des Ortes gehört haben. Eine s t r a t e g i s c h e Bedeutung haben solche befestigte Burgplätze fast durchweg nicht gehabt, ebenso wenig wie die Raubnester vom Schlage der Burg Nimmersath und des Talkenstein bei Löwenberg, die sich Fehderitter in unsicheren Zeiten, besonders im 15. Jahrhundert, erbaut haben und die ein rasches Ende fanden, wenn die Nachbarstädte des Treibens dieser abenteuerlichen Gesellen müde wurden.

So wie die Stadtburgen das Geschick ihrer Städte zu teilen pflegten, sind manche Höhenburgen m e h r f a c h u m k ä m p f t worden — besonders im Hussitenkrieg, in den böhmisch-schlesisch-ungarischen Kämpfen des 15. Jahrhunderts und im 30jährigen Krieg. In all diesen Kriegen entschied der Besitz der festen Plätze — der Burgen und Städte — über das Geschick des Landes. So haben sich die Hussiten auf den Burgen von Nimptsch und Ottmachau und auf der Silingburg festgesetzt und von hier aus das Land ausgeplündert, so haben sich Georg Podiebrad, der „Kekerkönig“ von Böhmen, und König Matthias von Ungarn nach Kräften die schlesischen Burgen abzujaßen gesucht. Noch im 30jährigen Krieg ist um Burgen wie Lehnhaus und Greiffenstein, wie das Bolzenschloß bei Jannowitz und die Heizenburg bei Polkwitz von Schweden und Kaiserlichen erbittert gerungen worden, unbekümmert darum, ob diese Burgen sich in landesherrlichem oder in Ritterbesitz befanden.

Dennoch geht im 17. Jahrhundert die eigentliche Burgenzeit ebenso zu Ende wie das Zeitalter der Wehrbedeutung unserer Städte. Die Zukunft gehört der f e s t u n g, die so recht ein Ausdruck des absoluten Staates ist. Die wehrhafte Stadt war ein in sich geschlossenes Gemeinwesen, die Burg war Besitz eines Kleinfürsten oder eines Ritters, die sich beide meist nur durch kriegerische Gewalt zwingen ließen, sich größeren Fronten anzuschließen. Gerade die Burg des ausgehenden Mittelalters ist der Ausdruck eines betont kleinräumigen, unstaatlichen Denkens. Einige Herzogsburgen sind allerdings zu R e s i d e n z e n geworden, so die Burgen von Oels, Brieg, Liegnitz und Frankenstein, — die Gröditzburg ist sogar nach langem Verfall als Hofburg neu erbaut worden, — diese Plätze sind auch die einzigen, die eine Bedeutung als fürstliche und Verwaltungsmittelpunkte behalten, wenn sie nicht wie die Gröditzburg und das Frankensteiner Schloß im 30jährigen Krieg nach allen Regeln der Kriegskunst demoliert werden.

Jetzt meldet sich der *moderne Staat* an und regelt die Landesicherung durch „haltbare Plätze“: Glogau, Breslau und Brieg, Liegnitz, Neisse und Glatz in österreichischer Zeit, dazu in preussischer Zeit, wo Liegnitz entfestigt wird, Kosel, Schweidnitz und Silberberg. Eine neue Kriegstechnik und mehr noch ein neues Staatsdenken, — sie beide fordern ein neues Befestigungswesen, das ausschließlich dem Gesamtstaat dient. In den Kriegen Friedrichs des Großen um unser Land geht es bereits ganz entscheidend um den Besitz dieser Festungen, die dem Zeitalter der Feldschlachten stehender Heere ebenso entsprechen wie die ummauerten Städte und festen Burgen dem der Ritterheere und der Landsknechtshaufen. Der beste Ausdruck der neuen Zeit ist es, wenn es 1806, in der Zeit des schwersten militärischen und geistigen Zusammenbruches, neben Kolberg und Graudenz, drei *schlesische* Festungen sind, in denen die Sache Preußens tapfer und unbeirrt verfochten wird: Kosel, Silberberg und Glatz.

Bagen um Schlesiens Burgen

Von Joseph Klapper

Der Schlesier, der wandermüde im wärmenden Strahl der Frühlingssonne am Hang zerfallener Burgwälle lagert und hinabschaut in die blühende Brombeerwirnis der Gräben, wenn am rissigen Gemäuer die grünen Eidechsen lautlos dahingleiten, sieht vor seinem träumenden Blicke Gewölbe, die sich erschließen, um jahrhundertlang verborgene Schätze zu offenbaren, und er hört Laute, die vom längst verschollenen Treiben der Ritterfeste und Kämpfe und mancher Untat künden, weil die Seelen derer, die hier hausten, noch keine Ruhe finden können. Der Windhauch, der durch die leeren Hallen streicht, wird zum geheimen Raunen, das in uns wieder Geschichten und Geschehnisse der Vorzeit lebendig werden läßt. Und wenn wir am Abend im Mondschein hinauf zur Burgruine schauen, dann blickt wohl auch auf uns noch aus den leeren Fensterwölbungen mit wehmütigem Lächeln ein bleiches Frauenbild und regt in harrender Erwartung die Hand — zum Gruß oder voll Sehnsucht nach Erlösung — wer weiß es?

Der Schlesier braucht keine wohlgeformten Burrgeschichten, die ihm die heimliche und doch anlockende Ruinenwelt deuten helfen. Wir fühlen alle noch schöpferische Kräfte aufsteigen aus den Tiefen unserer Seele, wenn wir mitten in dem ewig neusprießenden Leben der Natur weilen, das hier die Stätten des Verfalls mit Blüten- und Blumenschleiern überspinnt und zu dem so geheimnisvoll lockenden Bilde gestaltet, das in der deutschen Seele Gefühle löst, die wir als Burgruinenzauber bezeichnen.

Aber wir nehmen dankbar auch die Geschichten mit in unser Träumen auf, die seit den Tagen, in denen die Burgen in Trümmer fielen, von Menschen, die in ihrem Umkreis lebten, ausgesponnen oder auch von heimatischen Erzählern frei erdichtet worden sind. Wir fragen kaum danach, woher das Erzählungsgut kommt und warum es entstand, wenn wir uns solchen Nachrichten hingeben. Warum soll denn nicht auch einmal das Wunderbare möglich sein? Warum soll nicht auch hier einmal dem Guten sein Lohn und dem Verbrecher Vergeltung geworden sein von Mächten, die der kühl deutende Verstand nicht mehr deuten kann? Wer noch Märchen und Sagen in ihrer vom Alltag erlösenden Zaubergewalt zu erleben vermag, der kann auch noch die Schleier lüften, die manche Geheimnisse der Burgen Schlesiens verbergen.

Auf dem Wege von Reinerz nach Lewin ragen die Trümmer der *Hummelburg*. Wer dort um Mitternacht vorüberfuhr, dem geschah es wohl, daß sein Gefährt gebannt stehenblieb, bis die weiße Hummelfrau dreimal in die Hände klatschte; dann ging es wieder vorwärts. Sie war einst ihrem Gemahl untreu geworden und hatte ihm im Schlaf den Dolch ins Herz gestoßen und sich dann mit ihrem Buhlen vermählt. Der aber ward ihrer überdrüssig und erstach sie mit dem gleichen Dolche. Nun irrt sie ruhelos umher und trägt mit einem Schlüsselbunde auch den Dolch in ihrer Hand. So hat sie ein Holzhauer getroffen; er hatte Mitleid und wollte sie erlösen. Das konnte nur geschehen, wenn er in der nächsten Nacht der Hummelfrau, die nun als feuerspeiender Drache erschien, den Schlüsselbund aus dem Rachen riß und den Dolch in den Rachen stieß. Schon wollte der Holzhauer entfliehen, aber das Mitleid überwand das Grausen, und er vollbrachte die heldenhafte Tat. Da stieg ein weißes Täubchen zum Himmel und die Hummelfrau fand die ewige Ruhe. Der Berg tat sich auf und der Holzhauer durfte aus gefüllten Truhen Gold davontragen; er brauchte nun nicht mehr zu darben.

Auf der Grenzhöhe bei Bad Landeck liegt die Ruine *Karpenstein*. Dort öffnet sich während der Christnacht ein Felsenkeller, in dem die Raubritter Schätze aufgehäuft haben. Da war ein armes Weib. Die ging mit ihrem Knaben, der ein Jahr alt war, zur rechten Stunde hinein und raffte von dem Golde auf, soviel sie konnte. Indessen saß der Knabe neben ihr auf der Erde. Da war es ihr, als wollte sich der Berg wieder schließen. Vor Schrecken eilte sie hinaus, und in der Tat schlug die Bergöffnung im nächsten Augenblicke zu. Nun erst merkte sie, daß das Kind in der Höhle zurückgeblieben war. Was nützte ihr das Gold? Als endlich wieder Weihnachten war, kehrte das trostlose Weib zum Berge zurück. Die Öffnung tat sich auf! Und siehe! Da saß das Kind und spielte mit einem goldenen Apfel. Da hatten die Schätze keine Macht mehr über die Mutter. Sie eilte mit dem Kinde davon. Aber der Knabe hatte noch den Apfel in den Händen. Das war genug Gold fürs ganze Leben.

Vom *Kynast* bei Warmbrunn erzählen sich die Leute Wunderdinge; es wird wohl damit sein Bewenden haben. Dort findet man noch heute kleine Hufeisen. Die stammen von den Pferdchen der Tataren. Vor siebenhundert Jahren wollten die Tataren die Burg stürmen, aber sie wurden zurückgeschlagen.

Wenn im Herbst die Stürme toben, hört man die Pferde trampeln und wiehern; dann kämpfen noch heute die Geister der Erschlagenen. — Wer den Kynast kennt, kennt auch die Sage von dem schönen Fräulein Kunigund; die wollte nur den Ritter zum Gemahl annehmen, der furchtlos auf der Mauer am Höllengrund vorbei um die Burg geritten wäre. Mancher Ritter verlor dabei das Leben. Einem ist es gelungen. Aber als nun Kunigund dem Fremden die Hand zur Ehe reichen wollte, sah sie sich zurückgewiesen. Der furchtlose Ritter war ein Landgraf von Thüringen; er hatte die kühne Tat nur vollbracht, weil er das Ritterfräulein demütigen wollte. Verzweifelt stürzte sie sich nun selber in den Abgrund.

Die B o l k o b u r g ist heute wieder ein Tummelplatz jungen Lebens geworden. Da sind die Geister der Burg wohl zur Ruhe eingegangen. Einst irrten sie des Nachts mit Klagelauten umher. Aber vielleicht gelingt es den Jungen, die nun ihr Heim dort haben, die Schätze aufzuspüren, die da verborgen ruhen. Nur eine unentweihete Hand darf sie zu heben wagen.

Burg S c h w e i n h a u s, die zur Bolkoburg herübergrüßt, bedarf der Sagen nicht. Denn hier denken wir an den lebensstollen Jecher Hans von Schweinichen (1552—1616); sein Tagebuch wirkt selber wie eine bunte tolle Sage.

Weithin sichtbar beherrscht der G r ö d i t z b e r g die Ebene Niederschlesiens. Tief im Dunkel liegen die Anfänge der Geschichte seiner Burg. Da weiß die Sage manches zu berichten. Schützend und rächend zeigt sich dort die schwarze Ahnfrau. Um den Qualen einer friedlosen Ehe zu entfliehen, war sie einst in den Tod gegangen. — Gewalt und Verbrechen kennzeichnen in anderen Sagen die Frauen und Ritter, die hier lebten. Verrat einer Dienerin soll die feste in die Hand Wallensteins gebracht haben. Wie wirre Albträume muten uns die Geschichten an, die von vergangenen Geschlechtern dieser Burg berichtet werden.

Lichter wieder sind die schlesischem Volksglauben entsprossenen Sagen von der K y n s b u r g im Schlesiertale. Auch hier schreitet zuzeiten die weiße Frau durch Höfe und Hallen. Das Gefinde hat sie schon manchesmal gesehen, aber sie hat noch keinem ein Leid getan. In einer Stube der Burg ist dort immer in der Nacht aus dem Ofen eine schwarze Gluckhenne mit zwei gelben Küchlein gekommen. Sie hat am Fußboden gescharrt und ist dann wieder hinter dem Ofen verschwunden. Zuletzt hat man den Ofen abgerissen; da lagen dort die Gerippe von zwei Kindlein. Sie wurden in geweihter Erde begraben. Das mögen wohl die ermordeten Kinder einer Burgfrau gewesen sein, und die unglückliche Mutter ist dann mit den kleinen wohl als Henne mit ihren Küchlein umgegangen, bis die Kindlein ein Begräbnis fanden. — Einmal hat dort ein Schlosser eine schwere Eisentür geöffnet. Da fand er in einem dunklen Raume vor einem Tische, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag, drei alte Männer in langen Kleidern sitzen. Der Schlosser ging erschreckt davon; die Tür schlug zu und war später nicht mehr zu finden. Das soll im hinteren Schloß an der Talseite gewesen sein. — Ein Schwedenoberst fand dort im Jahre 1633 in einem Burgpfeiler ein goldenes Eselein; an dem stand ge-

schrieben: Gold ist mein Futter, nicht weit hiervon ist meine Mutter. Da glaubten die Schweden, es müsse ganz nahe dabei ein Schatz aus der Hussitenzeit verborgen liegen. Sie zerstörten die Mauern, aber sie fanden nichts. — Den Brunnen in dem Burghofe soll ein gefangener Türke gebaut haben, der sich damit die Freiheit erkaufte.

An der Grenze der Lausitz und des alten Schlesiens erhebt sich der G r e i f f e n - s t e i n. Ein schrecklicher Vogel Greif hat dort einst die Gegend verheert, bis ihn ein Ritter erlegte. Der hat sich dadurch die Hand der schönen Erbtöchter des Burgherren erworben. Andere sagen, der Besitzer des Greifen sei der arme Schafhirte Gotsch gewesen, der so zum Ahnherrn der Grafen Schaffgotsch geworden ist.

Im B o l z e n s c h l o ß bei Jannowitz geht in der Dämmerstunde ruhelos ein Mönch um. Das war einst ein Burgkaplan, der sich aus Angst vor den Schweden aus dem Fenster gestürzt hatte. Man sagt auch, der Mönch bewache einen Schatz, der dort zur Schwedenzeit vergraben worden ist.

Sonderbare Geschichten werden auch von der J a n g e n b u r g bei Marklissa, der ältesten Grenzburg, erzählt. Heute ist die Burg verschwunden und durch die Burg T s c h o c h a ersetzt. Da zeigt sich bis in unsere Tage hinein die Zangenfrau. Sonntagskinder treffen sie in weißem oder schwarzem Kleide einmal in einem Jahrhundert, immer im 31. Jahre des Jahrhunderts, wie sie am Schwertbache die Wäsche wäscht. Wer ihr dann folgt, den geleitet sie zu einer goldgefüllten Mulde. Aber ein Hund mit Feueraugen hat bis jetzt alle zurückgeschreckt. Ein Jüngling folgte ihr einst in den Berg. Dort lagen an einem Altare zwei Schwerter. Die traurige Frau bat ihn, daß er ihr damit den Kopf abschlage. Da überkam ihn das Grausen, und im Augenblick war er wieder draußen vor der Berghöhle. Von dieser unerlösten Frau erzählen sich die Leute dort noch viele andere Geschichten.

In der Nähe der Burg L ä h n h a u s ruht ein unermesslicher Schatz. Den bewacht ein gespenstischer Ritter. Leute, die im Mondschein hinter der Burg an einem Erdloche vorübergegangen sind, haben den Ritter hervorschauen sehen. Schlesiens Volksgeist gestaltete die Burgsagen und wirkt in ihnen fort. Der Wanderer, der sich ihrem Zauber überläßt und dem sich in der Berg- und Waldeinsamkeit der Burgruinen die Einbildungskraft gelöst hat, fühlt wohl mit frohem Staunen, daß auch für ihn noch die Heimat mit den gleichen wunderbaren Wesen und Kräften belebt ist wie den Schlesiern einer verklungenen Zeit. Die Vorwelt blieb in seiner Seele lebendig wirkende Kraft.



Glückzügen aus dem Murrbüch des Hans von Schweinichen

1.

Hernach Anno 1552, Montags nach Johannis, bin ich Hans Schweinichen auf dem fürstlichen Haus und Schloß Gröditzberg von obgenannten meinen lieben Eltern Herrn George Schweinichen und Frau Salome Glädissin von Görb geboren und bald in acht Tagen hernach getauft und mit obbemalter Name Hans gegeben worden darum, daß ich bald nach Johannis geboren bin, und sein also wie gemeldt, Herr George von Schweinichen und Frau Salome Glädissin mein Herr Vater und Frau Mutter worden.

2.

Anno 1570. Es bat mich Georg Ecke um Johannis zu Gevattern; da ist sein Sohn Sebald getauft worden, auf welchem Taufen ich vierzehn Tage zugebracht, aber nicht getrunken, sondern andere Kurzweile neben der Gesellschaft gebraucht: Butterstriezel gebraten oder sonst was Nürrisches vorgenommen und also guter Dinge gewesen und mit dem von Ecken gut Freund geworden. Das aber muß ich erinnern, daß ich mich meines Wissens im Wein noch niemals vollgessoffen hatte. Es trug sich aber zu, daß mein Vater gute Weine im Keller hatte und er einmal auf die Hochzeit ziehen sollte, hatte er Jungen zu sich erbeten, so mit ihm dahin reiten wollten. Darunter einer Kaspar Ecke von Tschoschwitz, welcher auch gar ein junges Blut war. Mit dem nahm ichs im Weine an. Wie wir nun trunken und ich des Weines ungewohnt war, währet es nicht lange, daß ich mich unter dem Tische fand und so voll war, daß ich weder gehen noch stehen und reden konnte, sondern ward also weggetragen als ein toter Mensch. Habe hernach zwei Nächte und zwei Tage nacheinander geschlafen, daß man nicht anders gemeinet, ich werde sterben. Aber, gottlob, es ward besser. Inmittelt habe ich nicht allein gelernt Wein trinken, sondern auch ziemlich wohl gekonnt, daß ich wohl sagen kann, auch gemeint, es wäre unmöglich, daß mich einer vollsaufen könne, und habe es hernach stark fortgesetzt. Ob es aber mir zur Seligkeit und Gesundheit gereichet, stelle ich an seinen Ort.

3.

Anno 1578. Demnach es bräuchlich, daß Herr Gotsch auf S. Johannis-Abend ein Freudenfeuer auf dem Kynast hält, also befehlen Ihre fürstl. Gnaden mir ingleichen, es auf dem Gröditzberg anzustellen, denn Ihre fürstl. Gnaden vermeinten, dabei lustig zu sein. Welches ich auch aufs bestmögliche anstellet, sonderlich auch, daß ich dabei meinen Geburtstag begehen möchte. Und ließ auf dem Wachturm beim spitzen Stein einen Holzberg setzen und solches voll Reificht machen. Wenn aber Ihre fürstl. Gnaden mit ihren Gästen hernach

über der Mahlzeit stark trunken, daß auch gute Käusche erfolgten, gingen Ihre fürstl. Gnaden drauf 'naus. Wie nun das Feuer auf dem Berge anging, ließen Ihre fürstl. Gnaden 100 Röhre losschießen, Drommeten blasen und Kesseltrummel schlagen. So laß ich das Feuer anstecken, und waren Ihre fürstl. Gnaden mit den erbotenen Gästen lustig. Kaspar Heilung aber war sehr voll, suchte Ursachen zu mir, wo er nur mochte, saget, das geschähe mir zu Gefallen, Ihre fürstl. Gnaden hätten ihm niemals Freudenfeuer machen wollen, und fordert mich auch bald: wäre ich ein redlicher Mann, so sollte ich mich mit ihm raufen. Ich hatte zwar auch einen Kausch und lasse mich nicht lange vermahnen, denn ich ihn nicht sehr lieb hatte; wir schlagen also bald hinter den Herren und Junkern zusammen. Im anderen Streiche aber unterließ ich Heilungen die Wehre und stoße ihn mit meinem Knopfe auf die Brust, daß er überrück den jählichen Berg hinter vier Beete breit kaulete. Dies wird der Herzog inne und will wissen, wer der Anfänger gewesen. Wie aber Ihre fürstl. Gnaden berichtet ward, daß Heilung den Anfang gemacht, lassen Ihre fürstl. Gnaden den Heilung in die Hofstuben sobald bestrieken und schaffet mir, friedlich zu leben. Man hat im ganzen Lande nicht anders gewußt, denn der Gröditzberg wäre ausgebrannt. Es geschah aber kein Schade.

4.

Anno 1591. Es traf sich eben die Zeit, daß die Stadt Liegnitz ein großes Vogelschießen halten sollte, welches denn auf den 1. Septembris angestellt war. Demnach aber aus ganz Schlesien Schützen zusammenkamen, ward solches Vogelschießen prächtig und stattlich angefangen, und wurden erstlich Ihre fürstl. Gnaden mit einer Fahne Schützen vom Schloß zur Vogelstange geführt und begleitet. Weil dann alle Gezelte stattlich sein aufgeschlagen gewesen und alles aufs stattlichste zugericht, hat ein Ehrbarer Rat um 5 Uhr Abends die Mahlzeit zurichten lassen und die fürsten und fürstlichen Frauenzimmer und das ganze fürstl. Hofgesinde stattlich traktieret. Und ist unter dem Gezelt eine lange Tafel mit zweien Vorschneidern gespeiset worden neben vier Tischen vom Adel ohne die letzten. Dabei ist eine schöne Musika gewesen und ein groß Gefäufte gehalten worden und sein die Herren bis gar in der Nacht draußen blieben.

5.

Anno 1601. Demnach ich nun vor, in und nach der Hochzeit sehr auf die Steine hatte gegossen und stark getrunken, hat mich den 12. Dezembris die Gicht hart angegriffen, daß ich also gänzlich danieder gelegen bis auf den 23. Dezembris, bin wieder ausgegangen und also folgende Tage daheimgewest und die Kirche besucht und Gottes Wort gehört.



Bolkenhainer Ländchen

Von Theo Dames

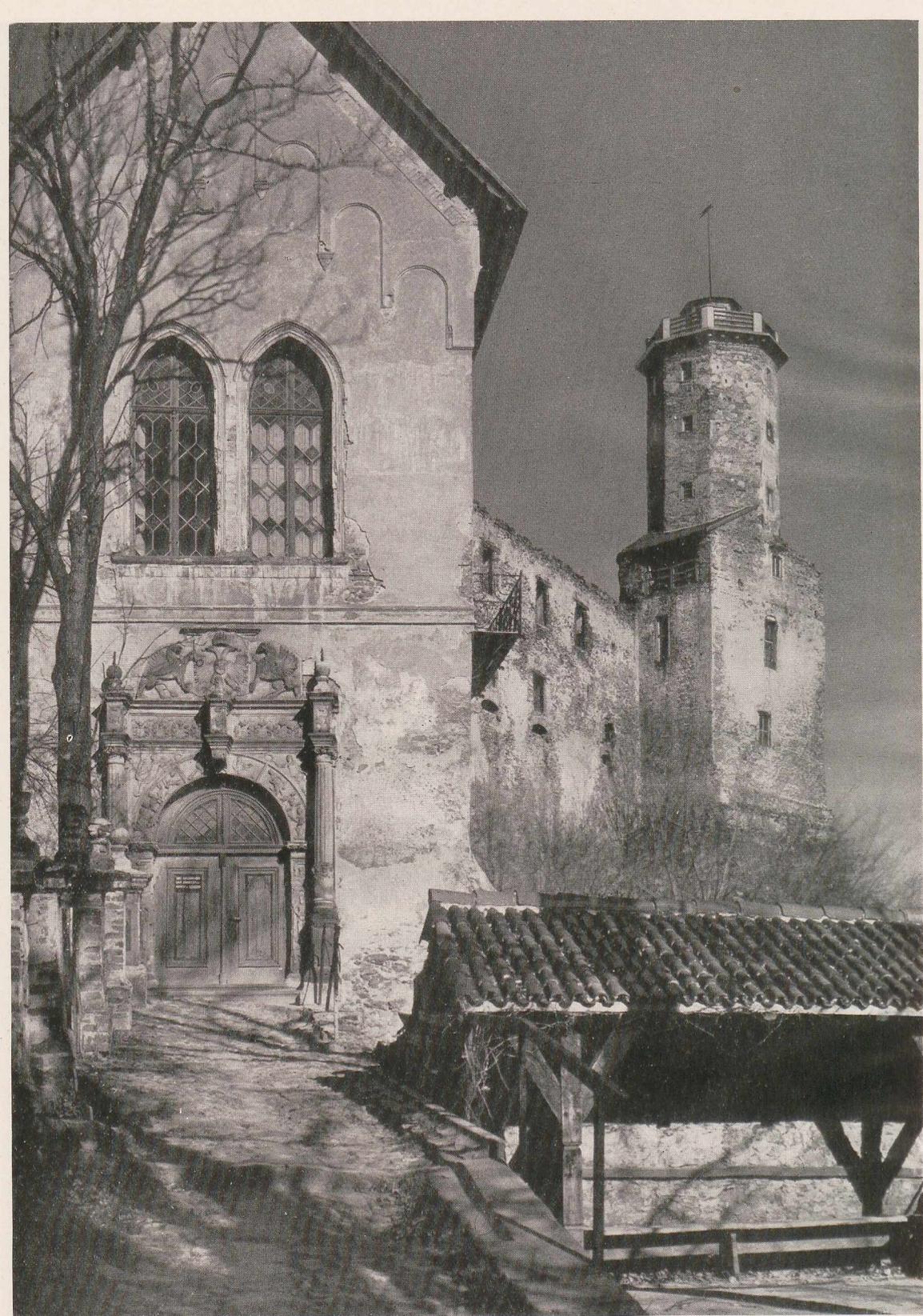
Läutend und dampfend windet sich die Bahn zwischen den zum Teil mit Laubwald bestandenen Hügeln des Bolkenhainer Ländchens hindurch — es gibt so viel zu sehen auf beiden Seiten der Bahnstrecke —, und da sind sie auch schon, die beiden nächsten Burgen der traulichen Stadt: zunächst die Schweinhausburg und dann, hoch in den Himmel ragend und kindliche Begeisterung weckend: die stolze Bolkoburg. Man muß sie von ihrem Nordfuße aus gesehen haben! Wir sind Jungs, voll von Begeisterung von Geschichten des Rittertums, der Mannestaten, und mit Drang zum Erleben — und nun ragt diese Burg vor uns. Gleich einem Wirklichkeit gewordenen Traum wächst sie vor unseren schwärmerischen Kinderaugen, dreht sie sich und zeigt ihre schönsten Seiten, ihr wetterfestes Gemäuer, ihren kloßigen Turm. So hatte ich sie mir gedacht, so sahen die Burgen aus, die Ludwig Richter in Holz schneiden ließ: einfach in ihrem Aufbau, kahles Gemäuer und Spuren des Verfalles; Gras und Gebüsch im Mauerwerk und den ausgebrochenen Fensterlöchern, und trotz Verfall noch so viel vorhanden, daß die Vorstellungskraft nicht allzuviel ergänzen muß.

Und wer weiß, ob es nicht wirklich dort oben so ist, wie es Richter schildert? Mit Hirtenbuben, die ihr Ziegenvolk das im verfallenen Burggarten wuchernde Gras weiden lassen, die Holzflöte blasen und Vogelnester beobachten, Eidechsen fangen und Steine suchen; mit jungen Mädchen, die vom Mauerrande herunterschauen, von ihren Hüten die bunten Bänder im Winde flattern lassen, die die unter sich eilende Welt aus ihrer erhabenen Höhe mit glücklichen Augen betrachten und dem im Grunde dahinziehenden Wanderer winken! Und winken sie nicht wirklich, sind es nicht Mädchen, weht nicht dort ein Tuch, winkt es nicht uns, die wir im Zuge vorbeierollen? Ja, wenn man hinaufsteigen könnte zur Burg und nachsehen! Oben herumklettern, alles nachdenken — und finden! Finden, wo einst die Wohnräume lagen, die Stallungen, wo Wehrbrücken waren — und kleine Entdeckungen machen! Nicht, daß wir Schätze finden wollten — aber konnte es nicht sein, daß doch noch etwas zu entdecken war, ein Zeuge einstigen Geschehens? Etwa eine Waffe oder ein Teil einer Waffe, oder schließlich ein Knochen, — es konnte ja sein! Aber der Zug rollt, und schon nimmt uns der nächste Hügel den Blick von den Augen, die Burg ist weg; aber ihr Bild bleibt, bleibt wach — und sie ist die Burg fortan, und alles Land um sie herum ist nun Wunderland: Bolkenhainer Ländchen.

Es zog mich wieder hin. Nach vielen Jahren fuhr ich zu ihr, aus der Großstadt, nach dem Einerlei des Stadtlebens hungrig nach Bildern, die nicht nur zum Auge, sondern auch zum jungen Gemüt sprechen. Und als ihr Bild aus der



Ruine Tost



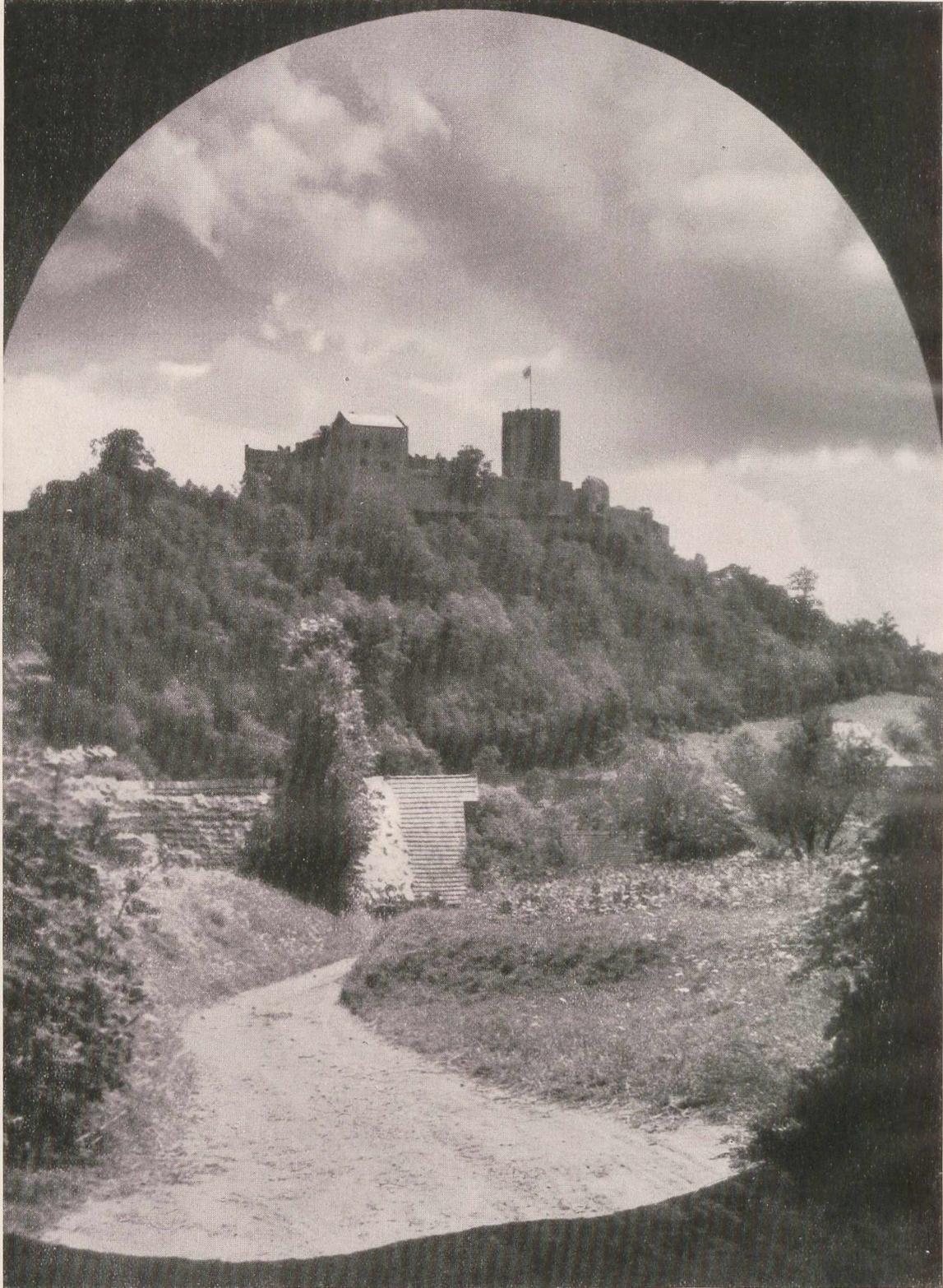
Die Kynsburg

Aufn.: Karl Franz Klose, Breslau



Burg Kynast

Aufn.: Karl Franz Klose, Breslau



Blick auf die Volkoburg

Aufn.: F. Schroeter, Bolkenhain

Eisenbahn wieder vor mir erschien, da war es mir, als wenn ich mich ihr so näherte, wie Ludwig Richter seine Burg Schreckenstein zum ersten Male bewußt sah. Der Elbfährekahn setzte ihn über den Fluß; inmitten bunt zusammengewürfelter Reisekameraden sich ihr im Gefährt nähernd, dreht sich ihr Bild vor seinen Träumeraugen, wächst es, je näher er kommt — und gleich Richter zog ich als tatenfroher Kunstjünger des Weges und erlebte Gleiches. Und wie ging ich, jeder Augenblick mit Erlebnissen kleinster und eindrucksvoller Art gefüllt, durch die märchenhaft erscheinenden Straßen des Städtchens — und dort, über den Häusern, dort stand sie und ragte hinauf, aufgebaut auf dem Umriss des Stadtbildes, mit ihrem Mauerwerk den Ort wie mit kräftigen Armen umfangend und schützend.

Und ich stand vor ihrem Tor. Und ich schritt hinein; es hallte im engen Gange und ich wartete, daß irgend etwas geschehen müsse; es geschah nichts, nur so herzensewarm, so herrlich war das alles, so voll von innerem Geschehen, und der Jugenderinnerung Gold lag über alle Dinge gebreitet. Mit gläubigem Schauer betrat ich den Burghof, lehnte am Brunnen, stand vor dem Frauenhaus und blickte vom Turm in die Kunde: dort unten lag die behütete Stadt, und dort drüben, dort wachte der feindliche Bruder, die Burg der Schweinichen, von der durch den unterirdischen Gang nach hier sich die liebenden Kinder der feindlichen Burgherren fanden, wie die schöne Sage erzählt.

Und von drüben, auf der anderen Seite, wo das Wassertürmchen steht, zeichnete ich die Burg. Ich saß im Grase und schrieb ihre wohlvertrauten Züge, ihren Umriss behutsam ab, so wie sie aus Wald und Busch hervorschaute — und ahnte nicht, daß ich wirklich auf Ludwig Richters Spuren war und recht tat, mit seinen Augen dieses Land zu sehen: denn genau von derselben Stelle hatte Richter auf seiner Wanderung durch Schlesien, als er den Bilderstoff für das Kupferwerk „Das malerische romantische Deutschland“ zusammentrug, gesehnen und gezeichnet. Die gleiche Ansicht hatte Richter gewählt, weil er sie für die eindringlichste hielt.

Und noch oft bin ich zu ihr zurückgekehrt, denn nun kannte ich sie. Durch ihre Trümmer bin ich gestiegen; auf ihren Mauern habe ich gelegen, die Ritterbilder in Kataklysmen von dem Mauerwerk gelesen und die Burgtöchter die Ziergärtchen pflegen lassen. Hinuntergeschaut habe ich auf die fächerartig gefalteten Dächer der Stadt, auf das Dorf im Grunde, die leuchtenden Fachwerkhäuser. Wie oft sah ich die Burg von Wiesau aus, wie sie groß aufgebaut gleich einem mächtigen kühnen Riegel das Wiesental abschloß; wie oft sah ich sie von der Richardshöhe aus vor den blassen Bergen des Hintergrundes stehen! Aber nun war bereits ein zweiter Schleier der Verzauberung über sie geworfen: nun stand sie vor jenen Bergen, die mir zweite und wahre Heimat geworden sind — den Bergen des Bober-Katzbach-Gebirges.

Und die andere: nicht so sehr Burg, mehr Schloß oder kleine Festung — Bergschloß derer von Schweinichen. Nicht so wehrhaft ist sie, nicht so auf Verteidigung eingestellt. Prächtig ist sie in ihrem Äußeren und von kunst-

verständiger Hand angelegt. Eine Allee mächtiger Bäume zieht mich zu ihrem Tore — und vor mir steht ein Schloß in den schönen Formen der deutschen Renaissance, ein schlesisches Heidelberg; eingebettet in herrlichen deutschen Wald. Über den Wallgraben gehts zur schweren, nagelbeschlagenen Tür, hinein durch Gänge und Räume, in den schattigen Hof, in dem uns der Zauber des Verfalles und der ungehindert wuchernden Natur umfängt und zum Schweigen auffordert. Der Führer leitet uns mit leiernder Stimme — wir hören ihn kaum und schauen aus öden Fenstern hinüber zur Bolkoburg und hinunter zum Dorf, zur Straße im Grunde, die es einst vor Bolkonenwillkür zu Schützen galt.

Wer aber kennt die dritte Burg in diesem Ländchen? Es ist nicht die Wasserburg Kauder, deren kümmerlichen Rest wir während der Fahrt von Striegau nach Bolkenhain zur Rechten mitten im Dorf stehen sahen, sondern die wie im Märchen träumende Burg Nimmersatt. Einst auf nacktem Fels die Straße zu ihren Füßen beobachtend, auf der mancher Kaufmann Gut und Leben dem räuberischen Burgherren überlassen mußte, wovon heut für diese Wegstrecke noch der Name „Angstwinkel“ lebt, steht sie heut in schönster Stille dort oben. Unter schattigen graustämmigen Buchen schlafen ihre Trümmer, eingebettet in Schutthügel des zerfallenden Gemäuers, auf denen das Wunder des Türkenbundes seine Köpfe wiegt und den Ort mit neuen Rätseln umwebt. Es ist behaglich, sich vom alten Führer durch die Gänge und Räume, kriechend und steigend, begleiten zu lassen, auf den Grundmauern der verfallenden Burg das benachbarte Renaissancechloß, die Wilhelmsburg, zu betrachten und schließlich vom doppelwandigen Turm, dessen Spitze den Baumbestand kaum überragt, hinüberzuschauen zu den blauen Wänden des Landeshuter Kammes, des Scharlachs und Ochsenkopfes, hinter denen silbergrau die Koppe in einsamer Höhe dämmert.

Schweinhausburg, Bolkoburg, Nimmersattburg, drei Burgen in einer Reihe, jede in ihrer Art anders, alle drei geeignet zum Träumen und Pläneschmieden, zum Ausruhen in einem herrlichen Ländchen: dem Bolkenhainer Burgenland.



Der schwarze Tod

Von Bernhard Schwarz

Es ist im Sommer des Jahres 1627, im neunten Jahre des großen Krieges in Deutschland, ein dürerer, heißer Sommer. In Schlessien dröhnen tagein, tagaus die Trommeln der Mansfeldischen und der Friedländischen.

Breit und großmäulig zieht der Mansfeld mit Prädikanten, Marketendern und Weibertroß die Oder entlang, reißt die Hostien aus den Tabernakeln und die Heiligen von den Altären. Wie ein böser Wolf folgt ihm der kaiserliche Generalobrist Hannibal Dohna am Rande des Gebirges und wittert seine Flanke. Die Bauern fliehen vor ihm in die Wälder und bergen das Vieh in unwegsamen Schluchten. Die Städter verrammeln die Tore und legen die Muskete nicht mehr aus der Hand. Es ist böse Zeit in Schlessien. Alle Nächte steht der helle, grauisige Komet im Westen, ganz nah, ganz groß; bald wird er herabstürzen und die Welt zu Lohz und Asche zerschlagen. Und in der Ferne leuchtet nächtlich der Himmel von Bränden rot.

Der Mansfeld lagert vor Neisse. Die alte Bischofsstadt ist verschlossen; von den Mauern starren Piken und Feldschlangen. Der Mansfeld flucht; die Pfaffendiener wollen die Stadt nicht übergeben, sie lachen ihn aus, den Grafen haben nichts, er soll sie sich holen. Der Mansfeld stampft mit dem Fuß. Gut, er wird sie holen, der Leibhaftige wird sie holen, morgen sollen die Pfaffen und Krämer schon ein anderes Lied singen.

An den Sandgruben hinter dem Neißefluß ist eine halbe Meile lang im Halbkreis der Wagentroß aufgefahren. Allmählich brennen die Feuer herab, der Lärm verstummt. Es wird einen heißen Tag morgen geben, heiß und blutig. Hinter dem Troß sind die Pferde angekoppelt, die Pferdejungen liegen zwischen ihnen wie Igel zusammengerollt. Die Pferde sind unruhig, scharren und werfen die Köpfe. Unter den Weidenbüschen schleicht der ausgetrocknete Fluß, ein seichtes, müdes Rinnsal. Zu beiden Seiten ist er tief in die sandigen Ufer eingesunken. Vor den Weiden ziehen die Wachen wie Schatten auf und ab. In der Vorstadt drüben brennt langsam ein Hof herunter. Manchmal läuft auf der Stadtmauer ein Licht entlang und verschwindet.

Der Kornett hat die Wachen revidiert und kauert am glimmenden Feuer zusammen. Er ist noch sehr jung, kaum zwanzig; aber über sein Gesicht, dieses noch nicht erwachsene, noch ein wenig verträumte, weiche Gesicht ist mehr als eine Säbelnarbe gezeichnet. Es ist eine Zeit, in der Knaben über Nacht zu Männern werden und Männerwerk wie Knabenspiel treiben.

Die Nacht ist hell und heiß. Über den verdorrten Wiesen liegen gelbliche, schwelende Nebel; aber es ist kein Nebel, es sind auch nicht die Rauchschwaden der Lagerfeuer. Sie kommen angetrieben wie Heuschreckenschwärme, man riecht sie, modrig und stickig, sie senken sich über die Felder als blasser, gelber Dunst und fallen wie Blei auf die Menschen.

Der Kornett hebt sein Gesicht aus dem Widerschein des Feuers und sucht den Himmel ab. Wird er heute Nacht wieder erscheinen, der rote Komet? Dreizehn Nächte ist er gekommen, sie haben ihn angestarrt in Angst und Erwartung. Näher und immer näher ist er gewesen, nun mußte er schon die Erde berühren, mußte mit einem entsetzlichen Schlage aufstoßen, daß die Erde in tausend Scherben barst und rasend ins Weltall hinausstürzte.

Da, — da steht er wieder, also diese Nacht wieder . . . Langsam und furchtbar groß zieht er hinter den Bäumen herauf, schleppt mühsam seinen majestätischen, breiten Schweif hinter sich. Wie eine gezückte Sichel streicht er heran, lautlos, unheimlich, drohend, gierig.

„Herr, — der Stern!“

Der Kornett schreckt auf. Der Pferdehabe hat sich herangeschlichen und zeigt mit gerechtem Arm zum Himmel. Seine Augen sind weit vor Schreck.

„Alle sagen, es ist nichts Gutes, Herr. Alle sagen, es wird etwas geschehen, — bald. Er kommt schon die dreizehnte Nacht.“

Der Junge zittert vor Angst. Am Ufer stehen die Wachen und flüstern miteinander.

„Sie sagen, es steht in der Schrift“, stammelt der Junge. „Gott will uns strafen. Es ist viel Schlechtes in der Welt, Herr.“

Der Kornett dreht sich unwirsch zum Feuer. Der Junge streicht hin und her und setzt sich auf der anderen Seite des Feuers hin. Unverwandt sieht er zu dem Stern auf.

„Der Prädikant sagt, es ist Gottes Finger; er will die Welt zerschlagen. Und der Krieg, — er sagt, es steht in der Schrift.“

Die Zähne schlagen ihm vor Angst aufeinander. Der Kornett knurrt einen Fluch, springt auf, daß der Junge zusammenfährt, geht mit großen Schritten durch die Wagenreihen und treibt die Wachen auseinander.

Die Menschen sind unruhig, sie wälzen sich im Schlaf. Aus den Falten der Zeltplauen kommen verstörte Gesichter, halblaute Stimmen sprechen. Weiber kreischen auf.

Durch das ganze Lager geht der Kornett. Die Pferde scharren und schnauben. Die Pferdehabe binden ihnen die Ketten kürzer; sie schütteln die Mähnen und zerren am Halfter. Der Kornett bleibt bei ihnen stehen, redet ihnen zu, klopft ihnen beruhigend die Häufe.

Über den Himmel zieht der Komet, breit, rot, gefährlich.

Die Menschen richten sich auf, bleierne Müdigkeit in den Augen, Angst in der Kehle, steigen schlaftrunken aus den Wagen, treten zusammen, starren zum Himmel. Manchmal wirft einer ein Wort hin.

Der Komet, — was bringt er? Wenn jemand wüßte!

Die Weiber haben Furcht und klammern sich an die Männer. Die Männer sind betreten; es ist Nacht, solch eine schwüle, helle, unheimliche Nacht. Ihr Mut und ihr Maul sind klein geworden.

In einem Wagen schreit eine Gebärende auf in den Wehen. Alle sehen sich an, — ein Kind zu haben unter dem Kometen, — das kann nicht gut werden.

Eine Weile stehen sie herum wie Hühner, gedankenlos, unschlüssig, und gackern. Der Stern mit dem Schweif wandert. Dann schläft das Lager wieder ein. Sie haben sich müde gegafft; es geschieht ja doch nichts. Schlafen ist besser. Der Kornett tritt mit dem Stiefel ins Feuer, daß die Funken stieben. Er scharrt die halb verkohlten Hölzer über der Glut zusammen, sie knistern langsam noch einmal auf. Er ist müde, — hol's der Teufel! — müde wie ein Stein. Aber er kann nicht schlafen, er muß die Wachen nachsehen, er muß den Kometen bewachen, damit kein Unglück geschieht. Die Gedanken mahlen ihm schwer und schmerzend im Hirn.

Drüben in der Vorstadt auf dem brennenden Hof stürzt eine Mauer ein; man hört ihren Fall durch die lautlose Nacht herüber. Jetzt stehen nur noch die glühenden Sparren des Dachstuhls wie glühende Ranken. Manchmal schießt eine Flamme hoch auf und fällt im nächsten Augenblick wieder zurück in den unruhigen, niedrigen Feuerherd.

Am Ufer ragt ein Schatten gegen den Feuerschein empor, schwarz und schlank. Es ist ein Bildstock, darin stand eine Muttergottes, sie trug das Jesuskind im Arm und eine blinde, vergoldete Strahlenkrone auf dem Kopf. Am Abend haben die Soldaten sie aus dem Stock gerissen und mit wüstem Spott in den Fluß geworfen. Einer hat eine leere Branntweinflasche an ihre Stelle getan. Die Muttergottes wird vom Schlamm des Flusses weich zugedeckt.

Den Kopf auf die Knie gestützt, sitzt der Kornett. Neben ihm in der Asche liegt der Pferdejunge und verschläft seine Angst. Ein Fieberschauer jagt dem Kornett über den Rücken, der Schädel ist leer, ach, leer und zerrissen. Es ist, als balgten sich Teufel in ihm herum. Und müde ist er, sehr müde, zum Hinsinken müde. Wenn jemand zu trinken hätte, die Kehle schmerzt so! Aber er muß den Kometen bewachen, sonst stürzt er herab und frißt die Welt. Nimm den Kopf hoch, halte die Augen auf! Wenn nur der Schädel nicht so schmerzte und die Hitze nachließe . . .

Wildende Hunde bellen. Die Gebärende schreit.

Die ausgebrannten Hölzer im Feuer veraschen. Wie spielend tanzen Funken auf ihnen entlang, mühen sich um ihr Leben und gehen ein, springen noch einmal hell auf und verlöschen.

Einer steht vor dem Kornett im Prädikantenrock mit dem goldenen Kreuz auf der Brust. Er sieht ihn an aus hartem, weißem Gesicht; es ist tief zerfurcht. Eine Blutrinne sickert ihm von der Stirn.

„Vater!“ will der Kornett rufen, aber der Mund ist ihm verschlossen, es würgt ihn an der Kehle, er will schreien. „Vater!“

„Ist das der Ruf Gottes?“ fragt der alte Mann im Prädikantenrock mit steinernem Gesicht. Von neuem rinnt ihm Blut aus dem weißen Haar über Wange und Halskrause.

„Ich hatte einen Sohn“, sagt der alte Mann. Sein glanzloses Auge sieht ins Leere, seine Stimme verfällt. „Ich hatte einen Sohn. Der Kandidat Philipp Geseuius ist unter die Räuber gegangen. Ich habe keinen Sohn mehr.“

Den Korneit schlägt es auf die Knie. Er will sagen: „Vater, verzeiht!“ Er will die Füße des Alten umfassen. Aber er kann kein Glied rühren.

„Mit den Räuberhorden zieht er durch das Land, schändet die Kirchen, mordet die Menschen. Gott hat sich von ihnen abgewandt. Aber fürchtet seinen Zorn. Ich habe keinen Sohn mehr. Sie haben mich getötet unter dem Kreuze Christi. Mein Sohn hat mich getötet.“

Da schreit der Korneit auf.

Aber der alte Mann im blutigen Prädikantenrock steht nicht mehr da.

„Vater, — Vater!“

Verwirrt fährt der Korneit empor, schweißgebadet, zitternd bis ins Herz.

Aber niemand ist da. Er greift sich an den Kopf, er fiebert. Spuk, — Nachtspek! Der Komet ist tief nach Osten gewandert und verblaßt allmählich. Wenn doch die schwüle Nacht und die Dampfsheit da hinter den Schläfen aufhören würde!

Damals in Halle. Er hat studiert, hat das reine Evangelium studiert. Dann kam der Krieg und kamen die Braunschweiger. Nachgelaufen ist er ihnen, für die reine Lehre wollte er kämpfen. Mord und Raub und Brand und die wüsten Greuel hat er gesehen. Aber wo war Glaube und Kampf für die reine Kirche Christi? Und dann ist er mitgezogen kreuz und quer, bald mit dem Braunschweiger, bald mit dem Durlacher, bald mit dem Mansfeld. Es war überall das gleiche; Schande und Frevel, nirgends Gewissen und Gottestat. Vier Jahre landauf und landab, — vier Jahre.

Das Feuer tat die letzten knisternden Sprünge.

Vier Jahre, — Zeit genug, aus einem Menschen einen Halunken zu machen. Da bleibt kein Stück von einem anständigen Kerl mehr übrig. Bin ich ein Lump? Sag mir, bin ich einer?

Der Korneit wischt sich den Schweiß von der Stirn. Die Hände fliegen im Fieber.

— und jetzt haben sie dich erschlagen, Vater . . .

Ich habe dich erschlagen, Vater! In jenem Kerl, der dich mordete, steckte ich; ich war in jedem, der dir ein Leid antat; er war ich. Vater, verzeih, nimm deinen Fluch nicht mit ins Grab! Verzeih mir das Blut und die Schande, das Blut auf deinem weißen Haar, auf deinem heiligen Gewand . . .

Das Feuer fällt zusammen.

Hör mich, Vater, für die reine Lehre zog ich mit. Ich schwöre dir, meine Hand ist rein geblieben. Ich schwöre dir, ich bin kein Lump, oder ich bin es geworden und weiß es nicht. Komm noch einmal wieder, damit ich dir sagen kann, ich bin kein Lump. Komm noch einmal, damit ich dir zu Füßen sagen kann, ich bin dein Sohn geblieben. Dir zu Füßen — —

Das Feuer fällt ein. Nachtvögel flattern lautlos über das Lager, hocken auf den Bäumen am Wasser, krächzen misttönend und hohl ihren Friedhofsruf und warten. Ganz niedrig fliegen sie, wie Schatten über dem Feuerschein. Das Heulen der wildernden Hunde klingt nahe. Die Nacht steht lauernd auf, wächst gespenstergroß, fällt wie ein Netz über die Menschen. Stöhnend wälzt sich der Pferdejunge in der Asche des verschwelenden Feuers.

Nachtmahre kriechen heran mit hundert glimmenden Augen, umstellen das Feuer, grinsen und gieren. Fassen mit dürren, wehenden Armen zu.

Aus der Dunkelheit ragt ein Schatten mit ungewissen Konturen steil und steif, schwillt an, steigt empor, riesenhaft, — neigt sich und stürzt, stürzt über das Lager — — —

Keuchend springt der Kornett auf, will sich ihm entgegenwerfen, wankt, strauchelt, faßt ins Leere.

Langsam besinnt er sich. Nein, es ist nur die Bildsäule. Verfluchter Spuk! Die Bildsäule, die sie am Abend geplündert haben. Da steht sie.

Ich stand dabei, denkt der Kornett, stand dabei und habe es ihnen nicht gewehrt.

Auf allen vierten schleppt er sich zum Feuer zurück. Hier ist noch ein Rest von Helligkeit. Kaum ein Glied kann er bewegen, sie sind so steif und kraftlos, Schmerzen so sonderbar.

Das Bild haben sie in den Fluß geworfen zu den Fischen und Kröten. Sie haben dabei gelacht, mit widerlichen, johlenden Stimmen gelacht und gespottet. Fische und Kröten sollen sie anbeten, dort soll die Maria mit der blinden Krone ihre Wunder tun. Bei ihnen macht's eine Schnapsflasche. Sie waren besoffen und haben die Blumen, mit denen die Säule geschmückt war, unter die Füße getreten.

Über das Feld weht ein schwüler, stickiger Brodem. Es ist, als begänne sie zu dröhnen, von unten her, als wollte sie in Schwären aufbrechen. Immer entsetzlicher lauert die heiße Stille, immer dichter schließt sich der Gespensterkreis der Nachtmahre. Die Gebärende schreit zum dritten Male auf, lang und wimmernd.

Der Kornett krampft die Hände ins Gesicht; die Nägel bohren sich ins Fleisch. Sein Mund sucht Gebete.

„Vater unser, — Vater unser, — die Nacht; — Vater unser ...“

Das Hirn versagt ihm, er findet kein Wort. Nur Angst und Fieber und Dunkelheit ist in ihm, brennende, rauschende Dunkelheit von den Schläfen abwärts über den ganzen Körper. Seine Glieder sind eiskalt und gefühllos. Um die verlassene Säule ist es Licht. Er sieht es genau. Ganz Licht ist es.

Die Muttergottes, — dort kommt sie zurück, kommt aus dem Wasser herauf, das Kind im Arm, die blinde Goldkrone im Haar. Sie kommt wieder und sucht ihre Säule, sie will wieder in ihrer Säule stehen. Ganz langsam und ernst geht sie die Böschung hinauf, den Kopf erhoben. Um den Bildstock wird es immer heller, jetzt strahlt er ganz in weißem Licht.

Das Licht macht die Nacht hell; es ist eine graue, milchige Helligkeit. Da hocken am Boden die Mahte wie apokalyptische Tiere mit breiten, geifernden Gesichtern, unförmig und aufgedunsen wie Quallen. Hocken und warten auf die Menschen.

Dem Kornett gerinnt das Blut. Wahnsinn bricht in ihm aus. Er reißt das Messer aus dem Gürtel, springt sie an und sticht, — sticht, — sticht ... Sie hängen sich an ihn, umklammern ihn, brüllen wie mit Menschenstimmen.

Dann hält er inne, es schweigt. Die Tiere sind verschwunden, — nein, dort liegt es: sieht aus wie der Pferdejunge, was sich da röchelnd und blutig wälzt. Es hat sich verwandelt, will ihn äffen, nimmt Menschengestalt an. Besinnungslos stürzt er sich noch einmal darauf und spürt das klebrige Blut des Mahts über seine Finger rinnen.

Da beginnt mit einmal der Himmel zu brennen. In einer feurigen Lohe sinkt der Komet steilab vom Himmel, langsam und majestätisch in breiter, roter Bahn. Andere Sterne brechen aus der Nacht und begleiten ihn. Ein Dröhnen füllt die Luft, immer stärker anschwellend, wie wenn Lawinen rollen. Der Komet überfällt die Erde.

Tiefer und tiefer gleitet der Komet, immer mehr Sterne fallen herab. Der ganze Himmel löst sich in Flammen auf. Schon färbt sein Schein die Zeltwagen des Lagers rot. Schon hält er kaum turmhoch über der Erde.

Alle schlafen, keiner sieht es, keiner hört etwas.

Blitze brechen aus dem Schweif des Sternes und züngeln gierig. Feuergarben schießen herab. Das Lawinendröhnen schwillt zum Orkan an, der brausend über die Welt bricht.

Ist das das Ende der Welt? Wird denn keiner wach?

Da rast der Kornett ins Lager, er spürt seine Füße nicht, er spürt den Boden unter ihnen nicht. Am ersten Wagen hängt eine Trommel, er reißt sie herab und beginnt zu trommeln, wild und wahnsinnig. Er sieht nichts mehr mit seinen geblendeten Augen und denkt nichts mehr mit seinem zerstörten Hirn. Er will nur eins: trommeln, — trommeln. Es ist das Ende der Welt ...

Blut und Feuer schlägt um ihn zusammen, da bricht er schäumend über die Trommel.

Das Lager wird wach. Schreiend und aufgeschreckt springen sie aus den Wagen und von ihren Nistplätzen, laufen aufgeschreckt heran und finden den Kornett. Sie reißen ihn von der Trommel hoch und sehen, daß er tot ist, ganz tot. Im Gesicht und an den Händen brechen ihm schwarze Beulen auf. Der schwarze Tod hat begonnen.

Die Pest! Die Pest!

Bevor der Morgen graut, sind die Mansfeldischen abgerückt. Der Pferdejunge nur und der Kornett sind zurückgeblieben, irgendwo in einem Gebüsch unter dem leeren Bildstock. —

Bauernbrauch

zur Frühlingszeit

Von Hans Georg Rehm

Jede Jahreszeit hat ihre Heimlichkeiten und jedes Fest seine Bräuche. Sie fristen ihr Leben abseits von den Straßen des großen Geschehens, aber auf einmal, wenn der Tag da ist, da sind sie lebendig, erfüllen eine Stunde oder einen Augenblick unser so sachliches Leben mit einem Hauch althergebrachter Poesie, um dann wieder für ein Jahr ins Schemenreich der Erinnerung zu sinken. Eine eigenartige, naturhafte Frömmigkeit haftet diesen Dingen an, eine Frömmigkeit, die fernab liegt von dem Wege der sonst üblichen Religionsübung, die aber stark genug war, mit dieser ein ganzes Jahrtausend Schritt zu halten. Gewiß, man hat lange versucht, altes Brauchtum auszurotten oder lächerlich zu machen, aber wenn das bei den Erwachsenen teilweise gelang, so fanden oft die Bräuche bei den Kindern eine um so liebevollere Heimstatt und wurden von ihnen weiter gehegt. Die Weidenpfeife und die Schmachoster, die kunstvoll aus neun Ruten geflochten ist, gehören ebenso zum Leben des Kindes, wie die feste selbst.

Gewiß, wir sind klug geworden in den letzten Jahrzehnten, fast zu klug, um über diese Dinge zu lächeln. Wir beherrschen soundsoviel Sprachen, sind bekannt mit den naturwissenschaftlichen Grundgesetzen, und die meisten philosophischen Systeme sind uns ebenfalls vertraut. Wir kennen das Wasser und seine Eigenschaften und wissen genau, wenn wir es auch hundertmal ohne ein Wort zu reden am Ostermorgen holten, es würde darum seine Eigenschaften nicht ändern, es bliebe eben Wasser. — Das ist ja auch wirklich ganz unwesentlich: aber das Aufstehen vor Tau und Tag, die Heimlichkeit des Weges durch die morgennassen Wiesen, das Bewußtsein, schweigen zu müssen in der schweigsamen Natur nur diesen einen Tag lang, das Sehen der Besonderheit gerade dieses jüngsten Frühlingsmorgens, ist das gar nichts?

Nein, hier wollen wir nicht mit der Schere des Verstandes herangehen, wir wollen mit dem freundlichen Lächeln des Pan vor diesen Gebräuchen stehen und nicht mit einem Blick durch die Hornbrille sagen H₂O. Wer helle Augen hat und Liebe zur Heimat, dem wirkt der Gang nach dem Osterwasser auch heute noch Wunder, wenn er auch nichts heimbringt als Wasser, ganz gewöhnliches Wasser!





Vieles, was sich durch Jahrhunderte hielt, ist erst in den letzten Jahrzehnten verschollen, so daß vor 100 Jahren noch vieles lebte, wovon heute kaum einer weiß. Aber vor 100 Jahren ist einer durch unsere Heimat gewandert, viele, viele Jahre. Auch er wußte, daß Wasser nun mal nichts anderes ist als Wasser, aber er trug die große Liebe zur Heimat und ihren Menschen mit sich und tat diese Dinge nicht als „Unfug“ ab, sondern sah tiefer und freute sich ihres Lebens. — Wir heutigen, die wir wieder gelernt haben, mit Ehrfurcht altem Brauch entgegenzutreten, sind ihm dankbar, daß er uns alles, was er hörte und erlebte, in dem alten Buch hinterließ, das ein freundlicher Zufall uns in die Hände spielte:

Damals war der heut noch hie und da lebende Brauch des „Todaustreibens“ noch in vollem Schwange. Die Dorfjugend zog mit der Stroh puppe, dem toten Winter, zum Teich, warf ihn hinein und sang:

„A Tuta hoam mer ausgetrieba,
 A lieber Summer breng mer wieder,
 A Summer und a Mää,
 A Bämlla voller Zweigelein,
 Der liebe Gott wird bei uns sein,
 Er wird auch bei uns wohnen,
 Und wird uns schenken die ewige Krone.“

Oft aber waren auch Winter und Sommer durch Personen dargestellt, die ein dramatisches Zwiegespräch aufführten, das dann mit einem Kampfe des Sommers gegen den Winter endete, der oft recht massiv ausartete.

Ein nettes Lied ist uns noch überkommen, das die Jungens sangen, wenn sie sich die Weidenpfeifen schnitzten. Es klingt fast wie ein alter Zauberspruch:

fiefla, fiefla gieb mer Soft,
 Weil der Pauer Haber rofft,
 Weil de Froo die Kiche kehrt,
 Weil de Moid a Schwänn nausträt.
 Roff ock nie zu lange,
 Suste werd d'r bange.
 Do kumma de tolla fleeschahunde,
 Ziehn dersch faal vum Puckel runder;
 Roff ock nie alleene,
 De Kotze hot vier Beene,
 De Kotze hot'n langa Schwanz,
 fiefla, fiefla bleib mer ganz!

Und wie die flöte des Pan, so weckt das erste „Tülüttü-tüh“, das da ein nichtsnutziger Hosenmakß aus seiner Weidenpfeife hervorzaubert, die schlafende Natur und jubelnd wird das erwachte Leben im Liede begrüßt. Da ist zuerst das Schneckenlied. Wir kennen es alle und auch heute hören wir oft die Kinder singen:

„Schnecke, Becke, recke . . .“ usw.

Und dann kommen sie alle nacheinander, die frühlingboten. Sie werden mit Jubel begrüßt und wie ein stiller Hausseggen klingt der alte schlesische Spruch:

„Der erschte Pauer im Zuge,
 De erschte Schwolme eim fluge,
 De erschte Baachstelze eim Grune,
 Der erschte Frosch eim Troija
 Soll a gutt Joahr bezeuga.“



Wer die erste Schwalbe sieht, der mag sich schnell auf den Rücken legen, er wird dann das ganze Jahr keine Rückenschmerzen haben.

Wer aber noch ledig ist und zwei Bachstelzen zusammensieht, der wird im gleichen Jahr noch heiraten.

Rückt dann Palmarum heran, so ist wohl mancher heimlich drei Knospen von den geweihten Palmweiden, er wird das ganze Jahr keinen Hautauschlag bekommen. Andere gehen auf das Feld, stellen Kreuze aus Weide an die Feldecken und lassen Büchsenhüße fallen; das vertreibt die Hexen und bringt Erntesegen. Andere segnen ihre Felder, indem sie Weihwasser mit einem Ährenbündel auf die Felder sprengen. Aber gerade das „Kreuzstecken“ ist allemal ein Vergnügen für die Kinder, weil ihnen die Eltern bei jedem Kreuzlein ein Küchlein verstecken.

In Warmbrunn hält man den Dallsackmarkt ab, wo viel Pfefferkuchen feilgeboten wird, die Burschen von ihren Mädchen mit Rosmarie geschmückt werden und ihnen dafür einen Dallsack (Pfefferkuchen) schenken.

Kommt dann der Gründonnerstag heran, so suchen die Kinder noch einmal ihren „Sommer“ hervor, sagen ihr Sprüchel:

„Seid gebaate um a Grindonerschtig“.

Dann bekommen sie kleine Geschenke.

An vielen Orten hat man statt des „Osterwassers“ das „Gutfrettigswasser“, das man am Karfreitag früh schweigend holt. An vielen Stellen war es Brauch, daß die Burschen die Mädels mit Wasser begossen oder gar herausschleppten und tüchtig badeten.

Wer aber in der Karfreitagnacht um 12 Uhr an einem Kreuzwege aus den Knochen einer schwarzen Katze eine Pfeife schnitzt, der kann damit Geister beschwören. Es ist auch gut, am Karfreitag mit einem Topf, in dem siebenerlei

Kräuter sind, die Ställe auszuräuchern. In der Nacht schüttelt man die Obstbäume, damit sie von Raupen verschont bleiben; man schlägt mit dem Dreschflegel den Rasen des Gartens und murmelt: „Ich schlage die Maulwürfe alle tot“, oder man schneidet Kreuzdorn und nagelt ihn über die Stalltüre. Wer aber ganz besonderes Glück hat, der kann großen Reichtum erwerben, denn in der Nacht öffnen sich die Berge und geben ihre Schätze preis.

Am Ostersonnabend wird der „Usterloada“ gebacken; kommt aber der Oster Sonntag, so geht man vor Sonnenaufgang auf einen Berg, um das „Sunnahuppa“ zu sehen, denn man meint, an diesem Tage springe die Sonne. Auf dem Berge brennt dann das Osterfeuer dem Morgen entgegen und man vergnügt sich mit Essen, Trinken und Gesang.

Am Ostermontag herrscht die Schmachkoster, die Rute aus neun Weidenzweigen, mit der man die Mädchen schlägt, falls man sie nicht begießt oder in den Trog wirft.

Dann aber ziehen an einigen Orten die Burschen vor das Haus der Mädchen und singen:

„Die gold'ne Schnur geht um das Haus,
Es sieht 'ne hübsche Jungfer raus;
Die Jungfer geht im Hause rum,
Sie hat 'ne schöne Schürze um,
Mit dem schönen Bande,
Sie ist die Schönste im Lande.
Die Jungfer hat ein' Rock mit Schnüren;
Ei, Jungfer, laß Dich nicht verführen.“
Die Jungfer hat a schmuck Lädlein,
Darin viel Thaler und Kreuzer sein;
Ei, Jungfer, gib zwei Kreuzer heraus,
So singen wir Dir das Liedlein aus.“

Dann bekommen sie ihre Gabe und singen:

„Und wenn mer zu Jahre wiederkommen,
Da wer'n mer die Jungfrau mit freuden empfangen,
Mit freuden und mit Ehrbarkeit,
Das ist der Jungfer schönstes Kleid.“



Vieles von den Bräuchen ist verschollen, und es ist oft nicht einmal schade darum, denn was verfiel, war oft schon überreif. Das aber, was sich hielt, wollen wir nicht verstoßen, auch wenn es uns heut unsinnig erscheint, es hat eine Zeit gegeben, wo es sehr viel Sinn hatte und so sind uns Bauernbrauch und Kinderlied ein Gruß unserer Dorfväter an unsere Zeit.

Blick über die Grenze

Sudetendeutsche Passion

Von Gunther Hohenstein

Die Toten des 4. März 1919 stehen als Mahnmal über der Geschichte des Sudetendeutschtums.

Das gewaltige Ringen der Völker war beendet. Nicht, weil die eine Partei der endliche Sieger war; oder weil die Staatsmänner ihrer Verantwortung bewußt zum Frieden drängten. Nein, die Millionen, die in der Welt die Fronten vorwärtsgetragen und erbittert gehalten hatten, waren am Ende ihrer Kraft und restlos erschöpft. Der Kampf war beendet; denn jeder Wille zur Tat mußte allein an der physischen Schwäche und Ohnmacht ersticken. Das Schicksal aber, das Deutschland beim Ausgang dieses Kampfes erfahren sollte, wurde durch die Massen entschieden, die jede Partei in die Waagschale zu werfen hatte. Und diese Massen, von wenigen gewissenlosen, fanatischen Männern gelenkt, preßten das deutsche Volk in den Zustand niederster Wehrlosigkeit. Das war die große Stunde des slawischen Tschedentums, das seit über 600 Jahren seinen Haß gegen das Reich und alles Deutsche überhaupt in sich genährt hatte. Das war die Stunde, wo es nicht nur seine Freiheit und vermeintlichen Rechte wiedererlangte, indem es diesem Reich den meuchelnden Dolchstoß von hinten gab, sondern weit darüber hinaus in echt slawischer Gier große Teile des kulturell und bevölkerungsmäßig rein deutschen Landes an sich riß. Für das deutsche Volk jenes böhmischen, mährischen und schlesischen Landes aber gab es keine Überlegung, zu wem es in dieser Stunde der Entscheidung zu stehen habe. Im Vertrauen auf ihr Recht und gestützt auf Punkt 13 der Wilsonschen Bottschaft (Selbstbestimmungsrecht der Völker) lehnten sie alle Zusicherungen und Versprechen der tschedoslowakischen Staatsregierung ab. Vor aller Welt klagten sie die brutale Vergewaltigung von 3½ Millionen Deutschen an und verlangten die klare Entscheidung ihres freien Willens. Als man ihnen die Wahl zur österreichischen Nationalversammlung verbot, da rotteten sie sich in gerechter Empörung zu flammendem Protest zusammen. Obwohl die Versammlungen von den Sozialdemokraten einberufen worden waren, beteiligte sich in der Erkenntnis der Bedeutung dieser Stunde die gesamte natio-

nale Bevölkerung Sudetendeutschlands, um ihren Willen zur Freiheit und ihre Zugehörigkeit zum Reich und Österreich zu bekunden. Der Tag wurde zu einem gewaltigen Bekenntnis der Millionen zum Deutschtum, das seit über zwei Jahrtausenden in diesem Boden wurzelte, und in dessen Reich sie weiterhin vereint bleiben wollten. Die friedliche Demonstration des sudetendeutschen Volkes aber endete im Blut. Über die Marktplätze der deutschen Städte peitschte das Maschinengewehrfeuer der tschedischen Soldateska. Zwei und fünfzig Tote und Hunderte von Verwundeten blieben in Kaaden und Sternberg, in Eger, Ruffig, Karlsbad und vielen anderen deutschen Städten als Blutzeugen des Sudetendeutschtums auf den Plätzen und Straßen zurück. Unauslöschlich muß dieser Tag in uns allen bleiben, solange noch Deutsche von jenen Fronvögeln unterdrückt werden. Wir stehen an den Gräben jener deutschen Männer, Frauen und Kinder und gedenken... —

Die Tscheden wollen in aller Welt den Glauben erwecken, sie seien schon immer die eigentlichen Herren in Böhmen, wir Deutsche aber die gemeinsten Landesräuber dort gewesen. Masaryk sagte: „Die Deutschen schickten ihre eroberungsfüchtigen Kolonisten aus, und auch in unser Land...“ Und in jenem berühmten Memoire III, daß den „gerechten“ Anspruch der Tscheden auf diese rein deutschen Gebiete vor der Friedenskonferenz begründen sollte, steht geschrieben: „Die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt, als Kolonisten oder Beamte oder Bürokraten, als gelehrtiges Element einer gewaltsamen Germanisation“. Das ist das ganze „tönerne Koloß“ ihres Lügenbaus, mit dem sie vor der Welt ihr alleiniges, ewiges und unveräußerliches Recht auf Böhmen, Mähren und Schlesien zu beweisen suchen.

Wir aber werden das Land, das seit Jahrtausenden urdeutscher Boden ist, nie und nimmer aufgeben. Die exakte Wissenschaft der Geschichtsforschung, Mundartforschung und Archäologie stellt unserem völkischen und kulturpolitischen Rechte auf dieses Land

auch das klare historische Besitzrecht an die Seite. Daher bekennen wir uns ebenso rückhaltlos und voller Überzeugung zu dem Wahlspruch, den die tschechoslowakische Präsidentenstandarte und auch das Husdenkmal in Prag tragen: „Die Wahrheit siegt!“

*) Die zahlreichen Gräber- und Urnenfunde zeigen, daß Böhmen vorwiegend durch die über das Elbe- und Odergebiet ausstrahlende nordische Kultur, Mähren dagegen mehr durch die Donaukultur beeinflusst wurde. In der Bronzezeit drangen durch neue Besiedlungen von zwei Seiten Kulturwellen ein: Von Nordwesten aus dem nordischen Kulturkreis der Länder an der Nord- und Ostsee und von Südosten aus Ungarn. Dadurch entstand die späterhin verhängnisvolle Stellung zwischen den deutschen Meeren und dem Pontus, die ihre Bedeutung bis zum heutigen Tage beibehalten und noch verstärkt hat. Eine Behauptung des tschechischen Professors Matiegka in Prag, daß die Germanengräber nur mehr Begräbnisstätten durchfahrender Kaufleute seien, wird von wissenschaftlicher Seite allgemein als lächerlich bezichtigt.

Im vierten vorchristlichen Jahrhundert zogen die keltischen Bojer in die Sudetenländer und verdrängten die dort ansässigen Illyrier. Etwa dreihundert Jahre später schoben sich die Germanen neben die Kelten in den Raum: Germanische Brandgräber finden sich in großer Zahl neben den keltischen Körpergräbern. Die eigentliche Befiedlung des Landes erfolgte durch den kriegerischen Stamm der suevischen Markomannen. Die endgültige Abwanderung der Markomannen aus diesem Raum ist im Anfang des Jahres 451 durch den Heerzug Attilas veranlaßt worden, der sich von Ungarn bis Belgien erstreckte. Auch die Langobarden sind auf ihrem Zug nach Rugiland durch Böhmen gekommen. Reste von beiden germanischen Völkerstämmen sind im Lande zurückgeblieben. Das Ende der germanischen Besiedlung der Sudetenländer liegt etwa bei Beginn des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Als die Germanen in ihre neuen Siedlungsgebiete abwanderten, drängten die Slawen nach und besetzten das Land. Aus ihrem Ursprungsland nördlich der Karpaten wanderten die Slawen über die Weichsel und Oder nach Böhmen und Mähren ein. Aber im Zuge der großen deutschen Ostkolonisation kam die Masse der Deutschen im 11. bis 13. Jahrhundert in die Sudetenländer. Der Bestand des Deutschtums in der Zwischenzeit des 7. und 11. Jahrhunderts bleibt wissenschaftlich exakt und unzweifelhaft erwiesen.

*) Vorbach, 200 000 Sudetendeutsche zwieil.

Dem slawischen Druck nach Westen, nach dem ursprünglich germanischen Land der Markomannen und Quaden, setzten die Deutschen nunmehr einen stärkeren Drang nach ihrem alten Osten entgegen.

Es ist sinnlos, zu behaupten, die Deutschen seien gewaltsam in das Land gekommen und haben als blutige Unterdrücker den Tschechen jede aufbauende Kulturarbeit unmöglich gemacht. Diese Lüge der tschechischen Staatsmänner, mit der sie lange genug für die Berechtigung ihres abenteuerlichen Nationalitätenstaates gearbeitet haben, ist heute und für alle Zukunft von der Welt als solche erkannt und verworfen worden. Die Tschechen haben lange genug die Gewalt in den Händen gehabt, um aus Böhmen und Mähren ein reiches, blühendes Land der slawischen „Kultur“ zu machen. (Die Deutschen waren seit ihrer Abwanderung im 7. Jahrhundert die zahlenmäßig unterlegene Grundbevölkerung.) Ja, die Deutschen haben nicht einmal Gelegenheit gehabt, die Tschechen zu unterdrücken, denn diese waren fast ununterbrochen an der Macht und wurden selbst im Staate der Habsburger den Deutschen vorgezogen. Ihre Fürsten und Könige selber waren es, die den deutschen Bauern, Kaufmann, Handwerker und Gelehrten nach Böhmen riefen, weil die Sudetenlawen nicht imstande waren, aus ihrem eigenen niedrigen Leben heraus irgendwelche Kultur zu entwickeln oder auch nur wirtschaftlich mit dem fortschreitenden Aufstieg des deutschen Volkes standzuhalten. Die Deutschen haben mit unermüdlichem Fleiß das Land urbar gemacht, Städte und Dörfer gegründet, Glanz und Reichtum an die böhmischen Höfe gebracht; kurz, wo immer in den Sudetenländern während ihres Aufstiegs eine Tat und eine Leistung gezeigt wurde, da waren es der deutsche Geist und die deutsche Kraft, die sie hervorgebracht hatten. Die böhmischen Fürsten erkannten den ungeheuren Wert dieser Deutschen für das Wohl und Gedeihen ihres Landes und gaben ihnen selbst immer und an jeder Stelle durch besondere Privilegien den Vorzug vor den Slawen. Karl IV. gründete z. B. 1348 die deutsche Universität in Prag und gab ihr für alle Zeiten besondere Insignien und Rechte. Im 14. Jahrhundert trug so alles, auch in überwiegend tschechischen Gebieten, deutschen Charakter. Durch Bodenständigkeit und Kulturleistung haben daher die Deutschen im Sudetenraum ihr Heimatrecht für alle Zeit.

Trotzdem oder gerade deswegen haben die Tschechen mit slawischer Niedertreue und Gemeinheit alles Deutsche seit je gehaßt und verfolgt, wo sie es trafen. Die Hussiten-



Geschenke für den Herrn:
Oberhemden / Sportheimden / Krawatten
Schlafanzüge / Hausmäntel / Sportsakkos
MIKO Modisch In Krawatten Oberhemden MIKO
Inh.: Hanns Strunz / Seit 1933 arisch. Unternehm. / Kais.-Wilh.-Str. 12



kriege, die im letzten keine Glaubensangelegenheit, sondern ein Ausbruch des slawischen Nationalgefühls waren, haben Land, Hab und Gut der Deutschen und somit das Deutschtum in n e r böhmens überhaupt vernichtet. Im 16. und 17. Jahrhundert konnte nur Weniges wieder gutgemacht werden. Die Bemühungen, das Deutschtum in Böhmen zurückzudrängen und das Land selbst aus seiner Abhängigkeit vom deutschen Westen zu lösen, wurden dann später im 19. Jahrhundert widernatürlicherweise gerade von deutscher Seite durch zwei Umstände gestärkt. Einmal ging nach 1848 die Metternichsche Politik Österreichs darauf aus, die nördlichen Provinzen des Staates von der Verbindung und seinem natürlichen Zusammenhalt mit Deutschland und dem Reich abzuschneiden; zum anderen entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts — und das ist gerade bezeichnend für die politische Naivität des einzelnen Deutschen der damaligen Zeit — unter maßgeblichen Persönlichkeiten der deutschen Geisteswelt eine ganz unverständliche humanitätsduselei für das von den Deutschen ach so „unterdrückte“ Slawentum, gemischt mit einem mitleidigen Verständnis für seine gehemmten „Kulturbestrebungen“. Daß das gerade Männer wie Goethe, W. v. Humboldt und nicht zuletzt Herder und Schläger waren, beweist, wie wenig die Deutschen bis dahin von ihrem Patriotismus zu einem gesunden Nationalismus hingefunden hatten. Diese ungesunde Slawenbegeisterung in unseren eigenen Reihen beruhte lediglich auf der Gutgläubigkeit und Einbildungskraft des einzelnen, entbehrte aber jeder tatsächlichen Gründe; sie macht unserem Charakter zwar alle Ehre, hat uns aber politisch gesehen in der weiteren Zeit ungeheuren Schaden gebracht. Den Tschechen, die diese Dummheit der Deutschen bis zum heutigen Tage vor aller Welt als „Beweis“ gründlichst mißbrauchten, schwoll der Stamm. Sie wurden die eifrigsten Wortführer und fanatischsten Vorkämpfer jener berüchtigten panslawistischen Bewegung. Aus jener Zeit stammt auch bereits ihr herzliches Freundschaftsverhältnis zu Rußland, das uns heute also nicht zu verwundern braucht. So begann die verräterische Wühlarbeit der Tschechen, im österreichischen Nationalitätenstaat, die damit endigte, daß schließlich die Deutschen

in ihrem eigenen Lande in völlige Recht- und Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt, die tschechischen Verräter dafür von den Habsburgern an die entscheidendsten Stellen gesetzt wurden. Der größte politische Erfolg der Tschechen in jener Zeit war der Bruderkrieg 1866, der Bruch Österreichs mit dem Deutschtum überhaupt. Nach dieser Zeit glitt Österreich immer mehr in slawisches Fahrwasser ab. Seine tolle Schaukelpolitik konnte es nur noch kurze Zeit im Sattel halten. Der Weltkrieg brachte das Ende der k. k. österreichischen Monarchie. Die Schuld aber trugen die tschechischen Verräter. Während draußen an der Front die Völker für ihre Heimat verbluteten, defertierten die Tschechen regimentenweise zum Feind, stellten im Feindesland eigene Legionärtruppen gegen uns auf und fielen so dem Reich, das jahrhundertlang für sie gesorgt hatte, in den Rücken. Zur gleichen Stunde verhandelten bereits die tschechischen Volksführer in Paris und Washington über die Errichtung eines eigenen Nationalitätenstaates. Die Schüsse des 4. März 1919 waren nur mehr die Besiegung eines Schicksals, das von den Tschechen seit jeher vorbereitet und nunmehr von der Welt gegen uns beschlossen worden war.

Wie aber sah dieses Schicksal für die dreieinhalb Millionen Deutsche in der Tschechoslowakei aus? Das Memoire III, das die internationale Bereitwilligkeit zu diesem Akt der Vergewaltigung eines Millionenvolkes hervorrufen sollte, versprach der deutschen Minderheit völlige Gleichberechtigung und Schutz ihrer eigenen völkischen Interessen; (von einer deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei kann überhaupt nicht die Rede sein, die Deutschen sind in fast allen Gebieten, die sie bewohnen, in klarer absoluter Mehrheit). Die Behauptung, die Annektierung der Sudetenländer wäre zum wirtschaftlichen Weiterbestand dieser Gebiete selbst erforderlich, erreichte schließlich, daß im Friedensvertrag zu Saint Germain diese rein deutschen Länder der Tschechoslowakei zugesprochen wurden. Es wird hier festgestellt, daß von den der deutschen „Minderheit“ zugesprochenen Rechten in der Folgezeit nicht ein einziges eingehalten worden ist. Im Gegenteil haben die Tschechen versucht, wo immer sie es nur konnten, die Deutschen

wirtschaftlich zu vernichten und ihr völkisches Vorhandensein im tschechischen Staat auszulöschen. An der Befehung von Staatsstellen haben die Deutschen keinen Anteil mehr; ihre Industrie, von der der weitaus größte Teil gelebt hatte, wurde fast vollkommen lahmgelegt; Hunderttausende sind arbeitslos und ohne ordentliche Unterstützung. Gegen 30 000 dieser unglücklichen Geschöpfe haben seit 1919 ihrem Leben selbst ein Ende gemacht. Berichte, wie nachfolgender aus der Brüxer Zeitung, sind an der Tagesordnung: „In einem niedergebrannten Strohschuber fand man 16 verkohlte Leichen. Landstreicher? Nein! 16 Menschen, die seit Wochen nach Arbeit suchten. Ein Unglücksfall, vielleicht? Vielleicht auch eine Verzweiflungstat...“ Man läßt sie sterben — nur weil sie Deutsche sind. Unsaubar fast sind die Schikanen und Verfolgungen, denen die Sudetendeutschen täglich ausgesetzt sind; immer in der Absicht, sie völlig auszurotten oder bedingungslos zu slawisieren; die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit wird verboten; das Bestehen der deutschen Schulen wird nahezu unmöglich gemacht; durch sogenannte Bodenreformen und Wälderverstaatlichung, durch Enteignungen und Prozesse werden die Deutschen ihres Landes beraubt und nur zu oft gezwungen, in das überwiegend tschechisch bewohnte Gebiet des inneren Böhmens zu ziehen. Erst im vergangenen Jahr ist ein Gesetz erlassen worden, das die sofortige Versetzung der Deutschen (und Ungarn) in das Innere des Landes ermöglicht, sobald eine örtliche tschechische Behörde es wünscht. Trotzdem aber haben die Deutschen dem tschechischen Staate immer wieder die Hand ehrlich zur friedlichen Zusammenarbeit für das gemeinsame Wohl des Landes gereicht; aber die maßgebenden tschechischen Staatsmänner haben sie immer wieder ausgeschlagen. Wohl verhandeln sie mit den Deutschen, aber es sind nur die Abtrünnigen und Emigranten. Wer treu zu seinem Deutschtum hält, der wird gedemütigt und verfolgt. Tausende sind durch völlig haltlose Verdächtigungen in Prozesse getrieben worden, die man mit Recht mit den sowjetrussischen Theaterprozessen vergleicht. 3000 Deutsche schmachten zur Zeit in den Kerken der tschechischen Kronvögte und Sklavenhalter. (Erheblich ist auch diese Zahl unter der slowakischen und ungarischen

Minderheit.) Unmensliche Grausamkeit hat manchen unter ihnen den Opfertod für sein Deutschtum sterben lassen. Wir denken des ermordeten Peter Donnhäuser und der Decurteilten aus dem „Volksportprozeß“. Aber das durch zwei Jahrzehnte erlittene Martyrium hat sie nur stärker und entschlossener gemacht. Wo immer der Tscheche das Deutschtum angreift, schlägt ihm der Ruf entgegen: „Wir ergeben uns nicht!“

Trotz alledem behaupten die Tschechen vor internationalem Forum in Genf: In der Tschechoslowakei sei das Nationalitätenproblem mustergültig gelöst worden. In der humanitären Demokratie gäbe es keine Unterdrückung, sondern nur Gleichberechtigung. Hierzu sagt der englische Politiker Lord Rothermere bezeichnend in einem Artikel über „Die Gefangenen der Tschechoslowakei“: Die Tschechen und prottschechischen Intriganten, die die Friedenskonferenz beschwindelten, haben ein leichtes Spiel gehabt. Die Friedenskonferenz wurde dazu geblufft, die Tschechoslowakei zu schaffen.

Dieser Schwindel hat nunmehr 18 Jahre gedauert. Es ist Zeit, daß man ihn enthüllt. Allein der Name Tschechoslowakei hat keinen Sinn. Er ist ein gefälschtes Etikette ohne historische Bedeutung. Die Tschechoslowakei hat 14 Millionen Einwohner; davon sind nur 7 Millionen wirkliche Tschechen. Die andern sind annektierte Deutsche, Slowaken und Ungarn. Da die Tschechen im Kriege in ungewöhnlich starkem Umfange desertiert sind, stellte man sie England und Amerika gegenüber als unterdrücktes Volk hin. Wäre in Deutschland der Führer nicht an die Macht gekommen, so wären noch weit mehr Untaten erfolgt. Die Angst vor der deutschen Wiedervergeltung aber treibt sie heute in die Arme der Sowjetrussen. Rothermere stellt wiederum fest, daß die Tschechoslowakei in ihrer heutigen Zusammensetzung ein beunruhigendes Element Mitteleuropas sei, das über kurz oder lang zum Kriege führen müsse.

Geschäftliches

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.) Der heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der Firma Schuhhaus Kienast, Ohlauer Straße 5/6, bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Füllhalter

die beliebte Marke Colleg mit 14 karätiger Goldfeder und Osmi Iridiumspitze **RM 3,50**

Papierfachgeschäft **Ulrich Kallenbach**
Breslau, Taschenstraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)

Schlesien im Februar

Schlesien ist näher ans Reich gerückt. Daß dies keine Phrase, sondern erfreuliche Wahrheit ist, konnte jeder feststellen, der im vergangenen Monat einmal ins Gebirge fuhr und die vielen Gäste aus dem Reich sah, die dort bei herrlichstem Wetter ihren Urlaub verbrachten. Das konnten aber auch jene feststellen, die fern von unserer Provinz in der Reichshauptstadt wohnen. Das schlesische Trachtenfest in Berlin wurde ein Ereignis für die Stadt. Man mag über diese Berliner Trachtenfeste denken wie man will, wir jedenfalls sind überzeugt, daß, wenn andere Gauen, z. B. das Rheinland mit seinem goldenen Faschingshumor, für kurze Zeit in ganz Deutschland den Ton angeben, auch der Schlesier mit seinen Gütern im Reich nicht zurückstehen soll. Wir haben vieles, was der Beachtung wert ist.

Noch ein anderes Ereignis ließ ganz Deutschland die Blicke auf Schlesien lenken: der Hirschberger Jäger Günther Meergans gewann in Altenberg die deutsche Meeres-Schmeisterschaft, ein Erfolg, der nicht nur den Ruhm unseres Landsmannes, sondern auch unserer prächtigen Wintersportgebiete heller erstrahlen ließ.

Auch die schlesische Arbeit geht werdend ins Reich. Zur Zeit werden im Waldenburger Gebiet zwei Millionen Trachtenpuppen aus Porzellan hergestellt, die im März bei der Straßensammlung der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt zum Verkauf gelangen.

Aber die regste Tätigkeit entfaltete unser Grenzland nach innen. Nicht nur, daß Prinz Karneval auch bei uns nach altem Brauch zum Zepter griff, nein, er bediente sich dabei auch schöner, althergebrachter Formen. Neben den üblichen großen Karnevalsveranstaltungen fand in dem kleinen Städtchen Furca a. d. Oder das große Schifferfest statt mit Umzug und Schifferball, wie es seit Jahrhunderten bei der dortigen Schifferzunft Brauch ist.

Aber neben aller Fröhlichkeit war der Monat wiederum ausgefüllt von ernster Arbeit, als Vorbereitung auf das große Sängerfest. Unsere alte Provinzhauptstadt ist im Begriffe, für das Fest ihr Sonntagskleid anzulegen. Des Abbruchs am Sieh-Dich-für, wo ein schöner, neuer Platz im Entstehen ist, wurde an dieser Stelle schon gedacht. Die städtischen

Gebäude, es sind ungefähr 1000 Häuser, werden instand gesetzt und in den historischen Gaststätten „Schweidnitzer Keller“ und „Goldenes Zepter“ wird gebaut. Die Privatinitiative steht nicht hinter der öffentlichen zurück, und so werden unsere Gäste ein in jeder Beziehung schönes Breslau vorfinden.

Aber wir bereiten nicht nur die Bewirtung unserer musikalischen Gäste vor, wir freuen uns inzwischen der eigenen Musik. Im vergangenen Monat fand neben dem Vierten Philharmonischen Konzert im Kammermusiksaal ein Meisterskonzert von Wilhelm Kempff statt; Fedor Schaljapin sang in Breslau, und Erna Sack verabschiedete sich mit einem großen Lieder- und Arienabend im Konzerthause von ihren Breslauern.

Das Theaterleben wurde von zwei Ereignissen bestimmt: der Erstaufführung von „Doktor Johannes Faust“ und der Uraufführung von Kysers „Molière spielt“. Die schlesischen Bühnen haben durch die Abberufung des Görlitzer Intendanten Tessmer nach Mainz einen Verlust erlitten.

Aber im vergangenen Monat gedacht Schlesien auch seiner treuen Söhne, die draußen in fremder Erde liegen. Die Heimat gedachte dankbar des Feldmarschalls Remus von Woyrsch, der am 14. Februar seinen 90. Geburtstag gefeiert hätte.

Wie in den Vorjahren, so fand auch in diesem Februar der Reichsberufswettkampf statt, der unsere junge Generation im Wettstreit der Leistung zusammensetzte und schöne Ergebnisse zeitigte, unter denen der Plan zum Umbau des Malkscher Hafens wegen seiner ungeheuren Wichtigkeit für das Waldenburger Kohlentrevier besondere Beachtung verdient.

Der Reichsfender Breslau brachte am 8. Februar einen erschütternden Tatsachenbericht in Hörspielform unter dem Titel „Alkazar“. Der Verfasser, Roland Stunk, der als Sonderberichterstatter des „Völkischen Beobachters“ in Spanien war, sprach am 8. Februar im überfüllten Messehof.

Am 18. Februar fand die Großkundgebung „Marsch ins Jahr 5“ statt. Die Tatsache, daß 66 Kundgebungen an einem Abend überfüllt gewesen sind, wirft ein helles Licht auf die Treue, mit der unser Volk im Grenzland sich seinem Führer verbunden fühlt. R.

Betriebe die *Luigsil* waren

Vom Klassenkampf zur Betriebsfamilie

Wir stehen vor einem der größten Industrie-
werke, das Ostdeutschland kennt. Wer kennt
G r u s c h w i t z - F a b r i k n e nicht?

120 Jahre ist es erst her, daß ein unbekann-
ter Mann den Grundstein zu diesem Welt-
unternehmen legte.

Mühevoll, ja armelig war der Beginn dieses
heute großen, stolzen Werkes. Söhne und
Enkel haben die Not der Gründerjahre nie-
mals vergessen und mühen sich, ihren Ar-
beitern das Schaffen zu erleichtern. So
haben wir in diesem Werk eine ganze Reihe
von sozialen Einrichtungen, die zwar eine
Reihe von Jahren schon bestehen, die aber
unter dem Druck der marxistischen Gewerk-
schaften früher nie die Bedeutung erlangen
konnten, die sich ihnen heute eignet.

Wir gehen aufmerksam durch die Säle der
Arbeit. Unentwegt surren die Maschinen,
alles ist ein Fluß. Unser Blick fängt sich an
den Gesichtern der Arbeitskameraden. Mit
Stolz und Zufriedenheit zeigen sie uns ihre
Arbeit.

Im Jahre 1930 war die Gefolgschaftsziffer
auf 1500 gesunken. Auch im Jahre 1932
hatte man nur 2050 Angehörige des
Werkes. Dann kam aber nach dem Umbruch
der Aufstieg mit dem Erfolg, daß man heute
etwa 3300 Arbeitskameraden Brot und Lohn
gewähren kann. Nicht allein Neusalz
stellt diese Gefolgschaft. Sehr stark beteiligt
sind die angrenzenden Dörfer. Die Lohn-
zahlungen des Werkes stiegen im Vergleich
zu 1932 in diesen vier Jahren mit 25 Prozent
um mehr als eine Million Reichsmark. Aber
es ist ja nicht allein der gesicherte Arbeits-
platz, der hier dem Kumpel die Zufriedenheit
gibt, sondern auch die Fürsorge, die ihn auf
allen Wegen umgibt.

Wir sind auf unserem Wege in einen der
Speisesäle gekommen, in dem die
Kameraden gerade ihr Frühstück einnehmen.
Aus dem Lautsprecher — es gibt 12 in den
einzelnen Sälen — hören wir Rundfunk-
musik. Da schmeckt es doch noch einmal so
gut. Dazwischen hören wir aber auch über
die Groß-Lautsprecheranlage Nachrichten aus
dem Werk. Die W e r k s c h a r erwidert gerade
für ihren Kameradschaftsabend. Die Werk-
schar wurde von den Gruschwitz Textilwerken
eingekleidet. Sie war die erste des Kreises
F r e y s t a d t.

Schon in früher Morgenstunde kann man
die jungen Mütter sehen, wie sie ihre Kinder-
wagen im K i n d e r h e i m in den „Wagen-
park“ fahren, um dann ihr „Baby“ den
Pflegerinnen zu geben. Aber auch die älteren
Kinder bis zu 14 Jahren finden Pflege und
Betreuung. Indes kann die Mutter unbeforgt
ihrer Arbeit nachgehen. Beim Schlafen und
beim Spielen werden die Kinder betreut. Es
ist ein kleines Paradies, das den Bewohnern
sogar ausgezeichnet bekommt. Die „Milch-
küche“ von Schwester Maria ist berühmt.
Es gibt etwa sechs verschiedene Mischungen
von Säuglingsnahrung, die auch außer dem
Hause abgegeben wird. 60 000 Portionen
waren es im letzten Jahre. Im Kinderheim
werden im Durchschnitt 180 Kinder betreut.
1936 waren es 19 000 Pflorgetage.

Alleinstehende Frauen und Mädchen, die zu
weit ab beheimatet sind, können im
M ä d c h e n h e i m für eine Reichsmark in
der Woche wohnen. Dabei haben sie auch
Gelegenheit zu waschen und zu plätten. Es
gibt einen gemeinsamen Schlafsaal und es
gibt auch Einzelzimmer. Erwähnen wir in
diesem Zusammenhange doch auch noch, daß
es 260 W e r k s w o h n u n g e n gibt und
eine E i g e n h e i m s i e d l u n g.

In einem Industriewerk wird es aber leider
nie ohne Unfälle abgehen können, sie mögen
noch so geringfügig sein. Die K r a n k e n -
und U n f a l l s t a t i o n betreute im Jahre
1936 3420 Arbeitskameraden. Darüber hin-
aus wurden etwa 3000 Hausbesuche bei
Kranken und bei Wöchnerinnen abgestattet.
Die Einrichtung ist sorgfältig bis ins kleinste
und trägt allen Erfordernissen Rechnung.

Wenden wir uns aber wieder erfreulicheren
Dingen als Krankheit zu — es ist überdies
bald Mittagszeit geworden. Wir begegnen
gerade einer Schar fröhlich plaudernder Ar-
beitskameradinnen, die der W e r k s k ü c h e
zuströmen. 84 000 Mahlzeiten sind im Vor-
jahre abgegeben worden. Für 40 Rpf. gibt
es ein ausgezeichnetes Essen, und Eintopf
kostet sogar nur 20 Rpf. Diese Werksküche
gibt jede Mahlzeit ab, und nicht nur das
Mittagsmahl. Es gibt mehrere nette Säle,
in denen gegessen wird.

Gute W a s c h g e l e g e n h e i t e n sind selbst-
verständlich. Aber die B a d e a n s t a l t der

GTA. darf nicht vergessen werden. 18 550 Badegäste wurden im Jahre 1936 gezählt.

Alle diese sozialen Einrichtungen stehen unter sachverständiger und ständiger Kontrolle. Es wird nicht am falschen Fleck gespart. Kann es uns dann wundern, daß in jedem Jahre das Werk etwa 60 000 RM. Zuschuß gibt, eine Summe, die sich auf 298 000 RM. erhöht, wenn man die übrigen freiwilligen sozialen Beiträge hinzurechnet, unter denen die Zahlungen an alle ausgeschiedenen Arbeitskameraden, die dem Werk mehr als 25 Jahre angehört haben, einen erheblichen Posten einnehmen.

Wir sehen, daß an alles gedacht ist. Immer weiter wird aber an Verbesserungen gearbeitet. Der Referent für „Schönheit der Arbeit“ in der DAF. hat jetzt einen großen Garderobenbau im neuen Spinnereigebäude in Angriff genommen. Wir sehen, soweit es unser harter Boden zuläßt, Grünanlagen, und wir bemerken überall die Versuche, durch lichten frohen Anstrich, durch Vergrößerungen der Fenster Licht und Luft an die Arbeitsplätze zu bringen. — Nicht vergessen dürfen wir auch die neuzeitliche Feuerchutzanlage. Die „Gruschwik-Feuerwehr“ ist wohl das zeitgemäßeste Instrument, das es überhaupt in Nordschlesien gibt. Es ist an technischen Mitteln nicht gespart worden. Für die Ausbildung

der Mannschaften sorgt Meister Hutter, der mächtigen Schwung in der Kolonne hat. Hand in Hand mit dieser sozialen Fürsorge geht auch die Fürsorge in kultureller Hinsicht. Den beiderseitigen Bemühungen ist es gelungen, den 40 Jahre bestehenden „Gruschwik-Feierabend“ — einer ganz früher etwas einseitigen Freizeitgestaltung — die geschlossene Aufnahme in den umfassenden Verband der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zu ermöglichen. Damit steht diese neue Ortsgruppe innerhalb des Kreisgebietes im Brennpunkt der Anteilnahme aller Werksangehörigen. Die Betriebsparkasse ist schon unter günstigen Bedingungen gegründet worden. Es sind auch Bemühungen im Gange, eine betriebseigene „KdF“-Fahrt in den Fabrikerien zustande zu bekommen. Das Werk steuert einen erheblichen Anteil zu. Im Vorjahre hatten zwei Arbeitskameraden Gelegenheit bekommen, mit nach Madeira zu fahren.

Wir haben unseren Rundgang durch das Werk beendet. Manches wäre noch zu sagen. Aber wir würden immer wieder zu dem gleichen Ergebnis kommen. Dieses Werk — eines von vielen deutschen Industriewerken — liefert das Spiegelbild einer zufriedenen schaffensfrohen Betriebsfamilie.

Heinz Barthel.

Wahrhafte Betriebsgemeinschaft

Mit einer Überraschung seltener Art trat nach abgeschlossener Kampagne der Direktor der vom Rath, Schoeller & Skene A.-G., Klettendorf, Kr. Breslau-Land, Professor Dr. Burk, Anfang dieses Jahres seinen verschiedenen Gefolgschaften entgegen. In tiefem, sozialem Verständnis lud er die Gefolgschaften der Zuckerfabrik Klettendorf, des Dominiums Lohe, Bettlern, Klettendorf und Grünhübel zu einer Festveranstaltung des „Tegernseer Bauerntheaters“ in den Kramerischen Festsälen in Hartlieb ein.

Diese Veranstaltung wurde zu einem wahren Freudenfest der vielen 100 Betriebskame-

raden und wurde damit dem Sinn der Volksgemeinschaft nachdrücklichst gedient.

Es muß an dieser Stelle dem Betriebsführer Dank gesagt werden für sein tiefes Verständnis, nach getaner Arbeit zum Abschluß eines Jahres auch die kulturellen Belange in den Mittelpunkt eines Betriebslebens zu stellen.

So werden wir zu dem Zustand wahrer Betriebskameradschaft gelangen, wenn die Kultur eines Volkes auch im Betriebsleben zum Ausdruck kommt.

Gürich.

BOSSERT Handschuhe
reiniert
färbt
repariert

Direkt aus der Fabrik
stets preiswert und gut

Einzelverkauf: Breslau,
Neue Schweidnitzer Str. 15

Rundfunk von einst

Die „Schlesische Funkstunde“ antwortet „herren Hitler“

Wenn wir heute an die Zeit vor der Machtübernahme zurückdenken, dann will es uns scheinen, als läge dieser Kampf gegen marxistische Bürokratie und Klassenhaß, dieser Kampf um die deutsche Kultur schon Jahrzehnte zurück, so grundlegend hat sich alles gewandelt. Und doch sind es erst vier Jahre her, seit der Nationalsozialistische Staat mit den kläglichsten Überresten eines sich wild gebärdenden, aber innerlich feigen Systems aufträumte und auch den Rundfunk von diesen traurigen Gestalten säuberte. Die Korruptionsprozesse gegen die marxistischen Rundfunkgrößen von einst kennzeichneten zur Genüge den Sumpf, der vor 1933 in den Rundfunkhäusern herrschte.

In den Archiven der deutschen Reichsfender befinden sich noch zahlreiche Bild- und Schriftdokumente aus jener Zeit, in der den Hörern Gedichte und Novellen eines Kert, eines Heinrich und Thomas Mann und wie die ausgebürgerten jüdischen Emigranten und Landesverräter alle hießen, als Kostproben „deutscher“ Kunst vorgelesen wurde.

Zusammen mit dieser Zerfetzung des deutschen Kunstlebens ging eine maßlose parteipolitische Verheerung, dafür sorgten schon, wenn einer der marxistischen Intendanten einmal versagte, die sogenannten Überwachungsausschüsse. Jedem deutschen Sender stand nämlich ein Politischer Überwachungsausschuß vor, der dafür zu sorgen hatte, daß ja nicht etwa ein nationalsozialistischer Redner oder Schriftsteller vor das Mikrophon gelassen wurde, „da ja der Rundfunk überparteilich sei“. Diese „Überparteilichkeit“ gipfelte dann darin, daß Juden ihren „Blick in die Zeit“ schweifen ließen und dabei eine meist offene Propagandarede für eine der marxistischen Parteien vom Stapel ließen.

Ihren Höhepunkt erreichte dieser Mißbrauch des Rundfunks im Reichspräsidentenwahlkampf 1932, als der deutsche Rundfunk als Propagandamittel des Kabinetts Brüning eingesetzt wurde und er zahlreiche Reden dieses Zentrumsmannes, der heute in den Vereinigten Staaten gegen das Deutsche Reich wühlt, übertrug. Trotzdem dachte man, wenn man schon die Überparteilichkeit so betonte, nicht daran, Adolf Hitler, den Führer der stärksten deutschen Volksbewegung, vor das Mikrophon zu lassen.

Man kann sich deshalb die Bestürzung vorstellen, die bei gewissen Herren der „Schlesischen Funkstunde“ herrschte, als dort von der

Kanzlei des Führers in München nebenstehender vom Führer selbst unterzeichneter Einschreibbrief eintraf (Abb. 1).

Man setzte sich mit dem politischen Überwachungsausschuß der Schlesischen Funkstunde schriftlich in Verbindung, indem man gleich auf die Möglichkeiten, mit denen eine Ablehnung begründet werden könnte, hinwies. Der Schlußabsatz dieses Schreibens, das wir nachstehend veröffentlichen, ist bezeichnend für das Bestreben dieser Herren, sich vor jeder Verantwortung zu drücken:

An den Herrn Vorsitzenden
des Politischen Überwachungs-
ausschusses

Herrn Oberregierungsrat Dr. Nowag
Breslau, Eichendorffstr. 28/30

21. 3. 1932

Sehr verehrter Herr Oberregierungsrat!

Den Richtlinien entsprechend gestalten wir uns, Ihnen Durchschlag eines Briefes zu überreichen, der uns heute von Herrn Adolf Hitler, München, eingeschrieben zugestellt worden ist.

Wir bitten um den Wortlaut der Antwort, die wir Herrn Hitler zu erteilen haben und möchten nicht verfehlen, auf den Schnellbrief des Herrn Reichsministers des Innern vom 10. 3. cc. an die Herren Reichsvertreter in den Überwachungsausschüssen, der uns ebenfalls zugestellt worden ist, hinzuweisen. In diesem Briefe dürfte die Form der Beantwortung auch der Anfrage des Herrn Hitler gegeben sein. Da der Schlußsatz „die Verantwortung übernimmt die Reichsregierung“ im Text der Antwort inbegriffen ist, glauben wir nicht, daß Bedenken bestehen, diesen Satz ebenfalls der Antwort anzufügen, da die Regierung damit ja die Rundfunk-Gesellschaften zu decken gewillt ist.

Mit der ergebenen Bitte um baldigen Bescheid usw.

Trotzdem benötigte der Politische Überwachungsausschuß zwei Tage für die Antwort, die auf einem Blatt Schreibmaschinpapier, ohne Briefkopf und ohne Dienstsiegel, gegeben wurde (Abb. 2).

Inzwischen aber waren aus allen Gegenden Schlesiens und von allen Seiten der Hörerschaft Protestschreiben gegen den parteipolitischen Mißbrauch des Rundfunks ein-

ADOLF HITLER

KANZLEI
MÜNCHEN 2, BRIENNERSTR. 45
TELEFON 75330-87

0	5	1	2	3	4
EING. 20. MÄRZ 1932					
5	6	7	8	9	10

1932.

Schlesische Funkstunde
Breslau.

An die

Schlesische Funkstunde

Breslau.

Hiermit stelle ich den Antrag, mir in meiner Eigenschaft als Reichspräsidentenskandidat die Möglich- keit zugeben, durch eine Rundfunkrede zu dem deutschen Vol- ke zu sprechen. Ich bitte deshalb um Angabe von Tag und Stunde, wann ich diese Rede halten kann.

Bei dieser Gelegenheit weise ich darauf hin, dass im Verlauf des Wahlkampfes der Herr Reichspräsident von Hindenburg und der Herr Reichskanzler Brüning bereits zu dem deutschen Volke gesprochen haben, sodass nach den Konzessionsbestimmungen in Anbetracht der Überparteilich- keit des Rundfunks meinem Wunsche nichts entgegenstehen dürfte.

Adolf Hitler

sprochen werden, so werden die nationalen Rundfunkhörer durch einen organisierten Rundfunkstreik der Reichspost beweisen, daß die nationale Rundfunkhörer-schaft bereits eine Macht darstellt, die nicht gewillt ist, mit sich Schindluder treiben zu lassen."

Die Schlesische Funkstunde hielt es, wie in einem Schreiben an den damaligen Rundfunkgewaltigen Bredow heißt, „vorläufig“ nicht für nötig, auf diese Entschließung zu antworten. Da hatten es die einzelnen protestierenden Hörer schon einer Muster-sammlung von vier von Berlin vorgeschlagenen Entwürfen stammt. Darin wurde mit genau denselben fadenscheinigen Ausreden wie in der Antwort an den Führer ihr Protest zurückgewiesen.

Abbildung 2

Abbildung 1

gegangen. Am 16. März 1932 fand im großen Schießwerder-saal zu Breslau unter der Leitung von Gaufunkwart Hans Krieger, dem heutigen Intendanten des Reichs-senders Breslau, eine Kundgebung der Verbandsgruppe National-sozialisten im Reichsverband deut-scher Rundfunkteilnehmer statt, in der eine Entschließung gefaßt wurde, in der es unter anderem heißt:

„Gegen die jedem Gerechtigkeits- gefühl hohnsprechende Verletzung der Rundfunkneutralität durch den Reichskanzler Dr. Brüning und andere Regierungsvertreter erheben die im großen Schieß- werder-saal zu Breslau versam- melten nationalen Rundfunkhörer schärfsten Protest und verlangen, daß in Zukunft jeder offene oder versteckte parteipolitische Miß- brauch durch die derzeitigen Vertreter der Staatsgewalt und deren Parteifreunde unmöglich ist. Sollte diesen berechtigten Wünschen und Forderungen, vor allem im 2. Präsidentschafts- wahl-gang, wieder nicht ent-

Der stellvertretende Vorsitzende
des Überwachungsausschusses
Gesch.Nr. 72/32.

Breslau, den 23.3.32.

An die Schles. Funkstunde

Breslau 15.

0	5	1	2	3	4
EING. 23. MÄRZ 1932					
5	6	7	8	9	10

Auf Ihre Anfrage betreffend den Bescheid an Herrn Adolf Hitler zu seinen Schreiben vom 17.d.M. folgt nachstehend die Antwort des Politischen Überwachungsausschusses.

In Vertretung

Dr. Buchner

Auf das Schreiben vom 17.d.M. teilen wir Ihnen ergebenst mit, dass Ihren Anfrage auf Grund des Erlasses des Herrn Reichsministers des Innern vom 10.3.32 - I A 4130 /10.3.- nicht entsprochen werden kann, da die Reichsregierung sich entschlossen hat, an der bisherigen Übung fest-zuhalten und Wahlreden im Rundfunk nicht zuzulassen. Der erwähnte Erlass besagt dazu weiter: " Etwas ganz Anderes ist es, wenn der Herr Reichsprä- sident anlässlich des Ablaufs seiner ersten Wahlperiode ebenso wie dies in anderen Ländern üblich ist, einen Rechenschaftsbericht gibt oder der Herr Reichskanzler in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Staatsmann dem deutschen Volke seine Auffassung über Gegenwart und Zukunft des deutschen Schicksals mitteilt, die Verantwortung hierfür übernimmt die Reichsregierung. "

Die Herren, die damals in den deutschen Sendehäusern ihre „große Politik“ betrieben, sind heute verschwunden, und kein Hahn kräht mehr nach ihnen. Was uns von diesem Spuk blieb, das sind die Akten und Schrift-

stücke aus jener Zeit, die noch nach Jahrzehnten von unserem Kampf um den deutschen Rundfunk und den kleinlichen Gefäßigkeiten der damaligen Machthaber künden.
Helmuth Wagner.

Filmspiegel

Als Ende Februar Reichskulturwalter Hinkel im Breslauer Theater des Volkes zu den Breslauer Kulturschaffenden sprach, da streifte er kurz das Starunwesen im Tonfilm, dessen schlimmste Auswüchse die Reichskulturkammer bereits beseitigt hat. Es war eine Arbeit, die im Stillen ging, und die wenigsten Kinobesucher wußten davon. Vielleicht wunderten sie sich anfangs, daß der Name irgendeines bekannten Filmschauspielers nicht mehr in schreiend großen Lettern von den Litfaßsäulen zum Besuch eines Filmes rief, aber man vermißte diese Reklame nicht.

Tatsächlich ist es so — und die Filme, die in den vergangenen Wochen in den Breslauer Ufa-Betrieben liefen, beweisen das — daß die Gemeinschaftsarbeit aller an einem Film beteiligten Künstler die mit verkrampften Methoden herausgestellte Leistung eines „Filmieblings“ nicht nur verdrängt, sondern sogar in den Schatten stellt.

Man machte das damals so nett: man ließ federgewandte Drehbuchautoren ein Filmmanuskript schreiben, in dem der Filmiebling die tragende Rolle spielte, um den herum alle anderen Künstler nur wie billige Statisterei wickeln konnten. Wie leicht verlockte wohl der Roman „Program um Truxa“ zu einem solchen Experiment, bei dem die Tänzerin La Jana ganz groß herausgestellt werden konnte. Daß man dies nicht tat, sondern daß man die Charaktere aller an diesem spannenden Film beteiligten Künstler scharf herausarbeitete und ihnen wirkliche Höhen verlieh, das kann als ein Zeichen der Besinnung auf die wirklichen Werte des Filmes überhaupt betrachtet werden. So entstand ein Film aus der Welt des Varietés, der nachhaltigsten Eindruck hinterließ.

Man sieht also, man kann auch unter Verzicht auf einzelne Stars und unter Verzicht auf Anleihen bei ausländischen Autoren gute Unterhaltungsfilme herausbringen, die bei dem Publikum, wenn die Handlung nicht verkünstelt und die Charaktere nicht verbogen werden, stets Anklang finden. Deshalb gefiel auch das inhaltlich gar nicht allzu komplizierte, aber leicht-heitere „Spiel an Bord“. Und zwar durch seinen Humor, der auf billige Witze und Mädchen verzichten konnte, weil er vom Herzen kommt und zum Herzen spricht. Carsta Löck, Jacob Tiedtke, Viktor de Kowa, Hubert von Meyerinck und viele andere zeigten ein ausgelassenes und fröhliches Spiel an Bord.

Als weltanschaulich stark gefestigter und in seiner Anklage gegen den Bolschewismus erschütternder Tonfilm lief im Tauentzien-Theater der Film „Weiße Sklaven“ an. Man spürte — nicht nur aus dem Untertitel — das Gegensätzliche zu dem einstigen Bolschewistenfilm „Panzerkreuzer Potemkin“. Aber was bei dem letzteren Draperie war, potemkinsche Kulissen und billige bombastische Effekte, das wurde hier durch die prachtvolle Gestaltung einiger Künstler wie Camilla Horn, Theodor Loos, und auf der anderen Seite Werner Hinz, zu einem verfilmten Tatsachenbericht, der durch seine einfache, fast allzu wirklichkeitsgetreue Nachgestaltung zu einem grauenhaften Totentanz wurde. Der zynische sadistische Blutterror der meutenenden Matrosen gegen politisch Verdächtige wirft helle Schlaglichter in die Gegenwart, in der die Welt noch einmal den Kampf einer Nation mit dem Untermenschentum, mit dem Abschaum aller Völker, erleben muß. So wird auch dieser Film zu einem Appell an alle Nationen, im Kampf gegen die Weltgefahr des Bolschewismus zusammenzustehen.
Helmuth Wagner.

Kaatz'sches
Konservatorium der Musik. Seminar
mit Vorschule für alle Instrumente

Breslau
Ring 8
neben dem
Hochhaus
Ruf 593 39

Wolk und Buch

Jan Kochanowski — Eine Auslese aus seinem Werk. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Man sagt, daß Jan Kochanowski heute unbestritten als der größte polnische Dichter gilt. Wie wenig Menschen gibt es in Deutschland, die diesen Polen auch nur dem Namen nach kennen! Das hat seinen Grund nicht zuletzt darin, daß es ungeheuer schwer ist, Lyrik in eine andere Sprache zu übersetzen, sofern man nicht das Glück hat, einen Herder zu finden. Jede Kunst, so auch diese Dichtung, wurzelt in der volksgebundenen Enge der Heimat, und doch muß sie sich den weiten und freien Blick bewahren. Wenn wir versuchen wollten, etwa die lyrischen Gedichte Kochanowski's mit deutschen Lyrikern zu vergleichen, finden wir in vielen freien Rhythmen Anklang an Goethes Lyrik. Bei aller Schwäche, die notwendig durch die Vergewaltigung des Wortes bei dem Übersetzer hervorgerufen wird, soll das nachfolgende kurze Gedicht eine kleine Probe bieten:

Selige Liebe

Grausame Ketten um mein Herz sich legen,
Doch schäh' ich es als Segen,
Daß in so schönem Netz ich bin gefangen:
Froh leb' ich, ob auch Sorgen mich umbangen,
Und als Genuß erscheinen
Will mir mein Seufzen, trotz der Leute
Ihr Augen, wunderschöne, [Meinen
Drin allen Liebreiz ich zu finden wähne,
O Stunde, hochbeglückte,
Da ich in eurem Netze mich verstrickte!

„Und wenn ich tausend Taler hätt“. Ein Holzschnittbuch aus deutschem Volkstum von Paul Sinkwiz, Bärenreiter-Verlag Kassel-Wilhelmshöhe.

Wir sind dem Künstler für dieses Buch zu großem Dank verpflichtet, da er ein Stück uralten Brauchtums ausgegraben und symbolisiert hat. Besonders wertvoll sind die Bilder und Sprüche gerade für den Schlesier. Erschütternd geradezu das Bild des weinenden Webers, das uns an die Notzeit des Hauptmann'schen Weberdramas erinnert:

„Der Mond scheint,
Der Weber weint,
Der Spuler geht nach Brot,
Der Spinner, der hat Not.“

Diese Verse sind dem Bilde zur Seite gestellt. Dabei legt das Buch im Kern durchaus keine pessimistische Grundhaltung zutage, sondern eine Lebensbejahung, eine Freude am Kleinen und Schönen, wie sie dem echten Schlesier eigen ist.

Unter der großen Zahl der Kalender sind es besonders zwei, die es wert sind, über den engen Rahmen ihres Heimatbezirktes hinaus für schlesisches Volkstum und Brauchtum werbend verbreitet zu werden.

„Der schlesische Bauernkalender“, herausgegeben von der Landesbauernschaft Schlesien und „Der Grünberger Hauskalender“, herausgegeben von den Kreisverwaltungen Grünberg und Freystadt.

Wir sind der vielen kitschigen und sentimentalen Kalendergeschichten leid geworden und auch hier weht durch beide Büchlein ein frischer Wind.

Auf der Grundlage solider wissenschaftlicher Forschung wird uns vom schlesischen Volks- und Brauchtum in Lied und Prosa erzählt. Die grundfächlichen Ausführungen des „Schlesischen Bauernkalenders“ über den Bauer im Dritten Reich und alle wichtigen Fragen der neuen Bauernordnung sind kurz und verständnisvoll zusammengefaßt, so daß der Kalender nicht nur den Bauern allein interessieren wird. Wie viele von uns wissen zum Beispiel, daß der Reichsnährstand eine eigene Schule für Leibesübungen unterhält?

Die Technische Hochschule Breslau hat ein sehr geschmackvolles Werbeheft „Wo studiere ich technische Wissenschaften?“ herausgebracht.

Wir wünschen dem Büchlein, daß es im ganzen Reich bei allen Studierenden der Technischen Hochschulen so Anklang finden möge, daß sie gern ihre Ostsemester in Breslau verleben möchten.

Gerhart Pohl: „Die Brüder Wagemann“, Roman. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin.

Dieser Roman des jungen schlesischen Dichters ist mehr als eine Lebensbeichte; er ist eine Schicksalsdeutung jener großen Zeitwende, eine geistige Bilanz der Nachkriegsverwirrung, die ein ganzes Geschlecht erfaßte und die Generation, die um die Jahrhundertwende geboren wurde und der der Dichter zugehört, am tiefsten treffen mußte. „Wir sind die Generation ohne Gnade“ sagt einer der Brüder Wagemann. In die schlesische Landschaft — Kleinstadt und waldiges Gebirge — ist der Roman gestellt, die erste Kraftprobe eines starken, eigenwilligen Erzählertalents, das nach Jahren der Suche, der Unruhe und Reisen, nach langem Ringen um selbstverantwortliche Klärung, zur Reife kam. In überaus kunstvoller, zugleich

verschlungener und bis zum Ende spannender Weise schildert der Dichter, wie zwei Brüder um eine Frau, die ihrer Liebe wert ist, in Verstrickung geraten. In diesem durchaus männlichen Buch ersteht — in unvergeßlichen Zügen, als erlebten wir es mit — Jahr um Jahr der Zeit, die der heutigen vorausging: Das Werden jener Jugend, die aus dem Wandervogel kam, für den Krieg und die Nachkriegszeit eben reif geworden war und, in Wildheit und Kraft sich austobend, mit

einem Schlag von der Not des Vaterlandes ergriffen und verwandelt wurde. Die Stunde, da die Geister sich schieden, wurde auch zur Schicksalsstunde der Brüder Wagemann. Ihre Geschichte ist zugleich ein schönes Denkmal der deutschen Jugendbewegung der Vorkriegszeit, die in ihren bewegten Herzen den großen Umbruch unserer Zeit vorausgahnt und den Boden dafür seelisch vorbereitet hat. Gerhart Pohl wird sich rasch eine große Lesergemeinde schaffen.

Unser Kampf um Kolonien

Wo stehen wir in unserem Kampf um Kolonien? — Das ist die Frage, die immer wieder von dem einzelnen gestellt wird. Es ist die Frage, die besonders im Verlauf der letzten Wochen weite Kreise des Auslandes beschäftigt hat, die die Mächte freigemacht hat für Träumereien an schweizerischen Kaminen und die politischen Redakteure des Auslandes auf das Glatteis feuilletonistischer Erörterungen über die deutsche Kolonialfrage geführt hat. Man begab sich aufs Eis. Man fand die Antwort auf die Kolonialfrage und hatte doch — um im Vergleich zu bleiben — kalte Füße. — So geriet die politische Frage ins Feuilleton der Übereifstigen. Zeit und Arbeit, unschuldiges weißes Papier, gewaltige Vorräte an Phantasie und Kombination wurden also verschwendet. Antwort wurde gefunden auf die deutsche Kolonialfrage. Sie war falsch. Wir danken es dem Führer unseres Reiches, daß er allen Fragen der Welt die einzig mögliche Antwort gegeben hat: „Deutschland hat an Länder, die ihm keine Kolonien genommen haben, auch keine kolonialen Ansprüche.“

Aus diesem einen kurzen Satz mögen alle Regierungen des Auslandes und ihre Presse entnehmen, daß das deutsche Volk eingedenk ist aller Ungeheuerlichkeiten des Versailler Vertrages, daß es keinem Volk der Erde gleiches oder ähnliches Schicksal auch nur wünscht. Das deutsche Volk ist fest entschlossen, nicht in die Fehler zurückzufallen, die hingeführt haben zum Versailler Vertrag.

Der Reichskolonialbund, der das koloniale Deutschland unter seinem Führer, dem General Ritter von Epp, gesammelt hat, hat niemals eine andere Forderung erhoben als

die auf Rückgabe des Kolonialreiches, das das „deutsche Volk sich einst aufgebaut hat, ohne irgendjemand zu berauben und ohne irgendeinen Vertrag zu verletzen“.

Mit aller nur wünschenswerten Klarheit hat Adolf Hitler dargelegt, welchen tatsächlichen Wert die deutschen Kolonien haben: für die anderen wie für uns. Auf Behauptung, diese Kolonien besäßen gar keinen wirklichen Wert, findet er die Antwort des Staatsmannes, für den die Welt der Realitäten zugleich die Welt deutscher Politik ist: „Es ist nicht einzusehen, weshalb man sie uns dann erst recht vorenthält.“

Diese Antwort, die mit dem Advokatengeist französischer Diplomatie nichts gemein hat, ist die streng logische Folgerung auf die auch von den anderen anerkannte Gedankenfolge, die sich wiederum aus den wirtschaftlichen Beweggründen ergibt, Deutschland, so weit das nur möglich ist, sicherzustellen auf dem Gebiete der Rohstoffversorgung.

Alles, was der Führer in seiner großen Rede gesagt hat, ist der große Appell an die Völker, den Frieden zu sichern durch den Arbeitsfrieden, durch die Schaffung neuer Grundlagen, auf denen sich im besonderen das wirtschaftliche Leben der Völker fest begründen kann. Die letzte Sicherung aller Arbeit besteht aber darin, daß allen denen, die guten Willens sind, für den Frieden zu arbeiten, auch die Rohstoffe in hinreichendem Maße zur Verfügung gestellt werden, deren sie bedürfen, den „Frieden“ auch Frieden werden zu lassen.

In diesem Sinne, so erklärte der Führer, wird die Forderung nach Kolonien in unserem so dicht besiedelten Land als eine selbstverständliche sich immer wieder erheben.

Deutschland braucht Kolonien!

Teilt auch Du ein in den
Reichskolonialbund
und kämpfe mit!

Anmeldungen i. d. Geschäftsstelle, Breslau 2, Palmstr. 23

Individuelle Maßbekleidung für Damen und Herren

nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12

Stofflager!

Solide Preise!